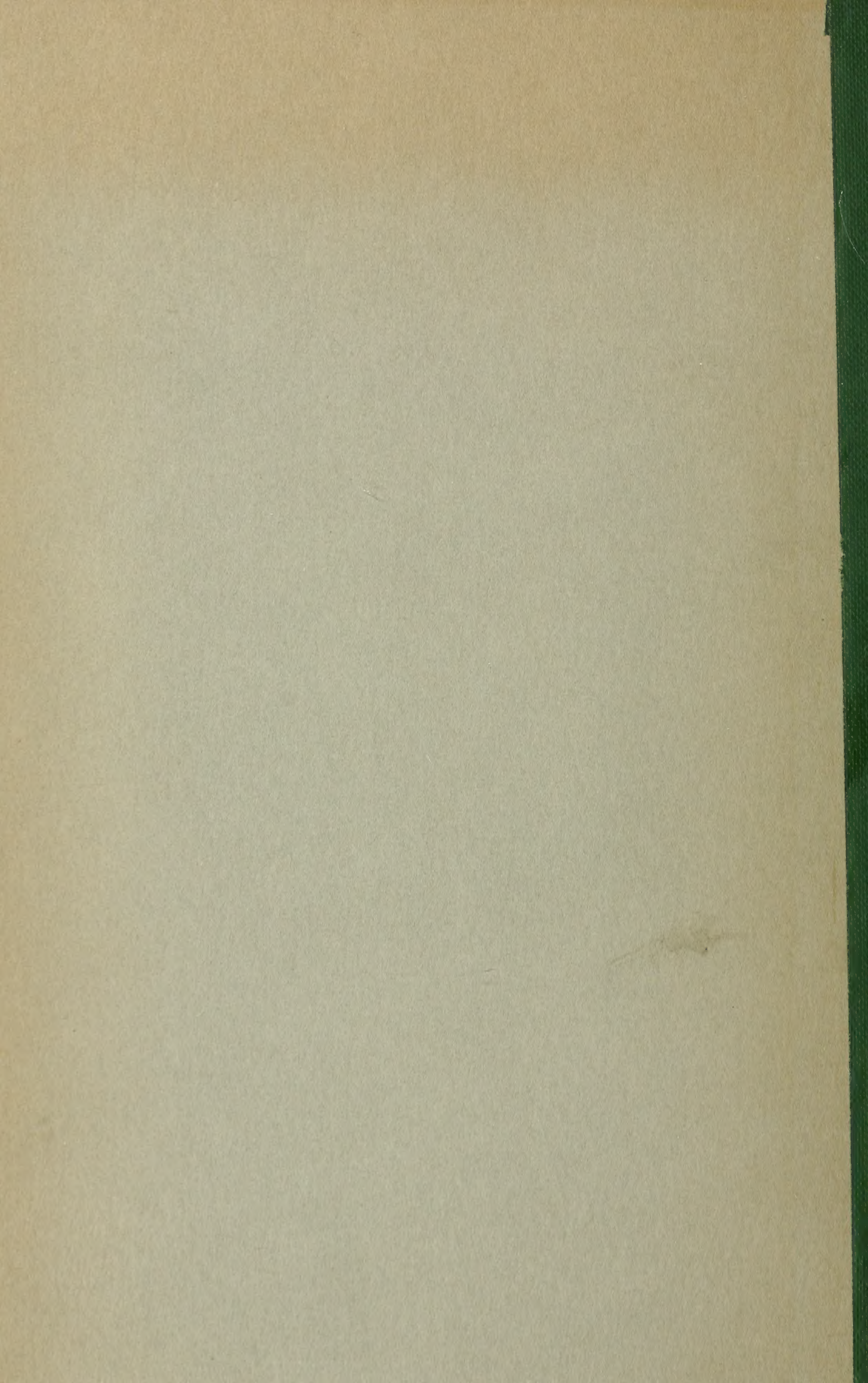
Geering, Traugott
Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte.



Beiträge zur schweizerischen Wirtschaftskunde

herausgegeben von

Professor Dr. **Bachmann,** Zürich, Dr. **T. Geering,** Basel,
Nationalrat Dr. **Georg,** Genf, Professor Dr. **Landmann,** Basel,
Professor Dr. **Milliet,** Bern, Dr. **Wartmann,** St. Gallen.

---

1. Heft.

Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte.

Von

Dr. T. Geering
(Basel).



Bern.
Verlag von Stämpfli & Cie.
1912.

Seit einer Reihe von Jahren findet die volkswirtschaftliche Forschung an den schweizerischen Hochschulen vermehrte Pflege, und auch ausserhalb dieser Anstalten erwacht unverkennbar ein grösseres Interesse an wirtschaftlichen, besonders an privatwirtschaftlichen und handelswissenschaftlichen Studien.

Diese Wahrnehmung lässt es den Unterzeichneten zweckmässig erscheinen, dem ganzen Gebiete wirtschaftswissenschaftlicher Forschung in den

Beiträgen

zur

schweizerischen Wirtschaftskunde

eine Sammelstelle zu schaffen, die in zwangloser Reihenfolge eine Auswahl des Besten zu umfassen bestimmt ist.

Neben allgemeinen, wirtschaftstheoretischen, wirtschaftspolitischen und privatwirtschaftlichen Untersuchungen sollen in diesen «Beiträgen» hauptsächlich Forschungen zur schweizerischen Wirtschaftsgeschichte, Darstellungen schweizerischer Wirtschaftszustände, auch bestimmter Produktionszweige und einzelner Unternehmungen, sowie kritische Erörterungen über Fragen schweizerischer Wirtschaftspolitik ihre Stelle finden.

Die Herausgeber. **Der Verlag.**

Beiträge zur schweizerischen Wirtschaftskunde

herausgegeben von

Professor Dr. **Bachmann,** Zürich, Dr. **T. Geering,** Basel,
Nationalrat Dr. **Georg,** Genf, Professor Dr. **Landmann,** Basel,
Professor Dr. **Milliet,** Bern, Dr. **Wartmann,** St. Gallen.

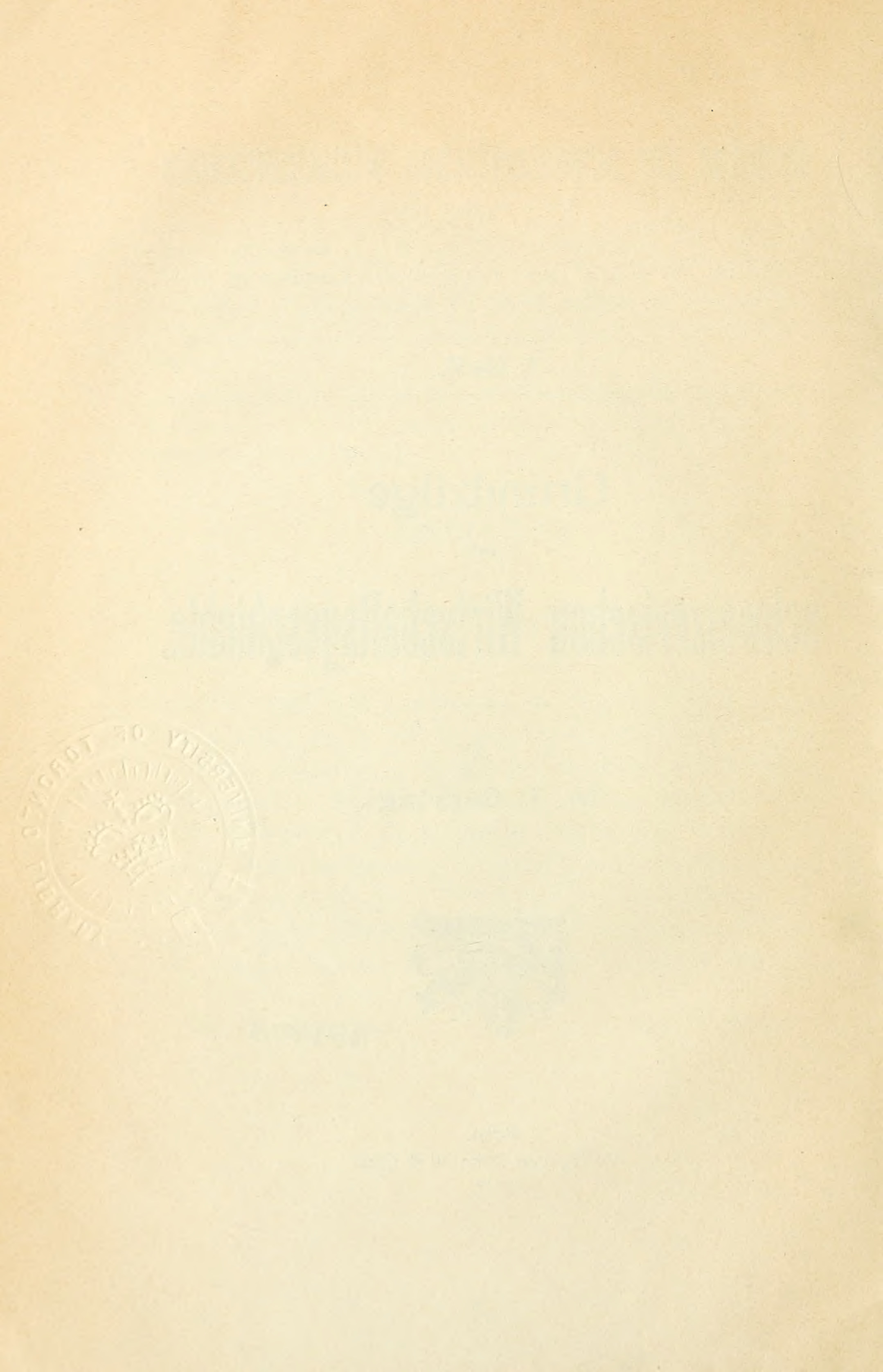
1. Heft.

Grundzüge
einer
schweizerischen Wirtschaftsgeschichte.

Von
Dr. **T. Geering**
(Basel).



Bern.
Verlag von Stämpfli & Cie.
1912.



Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte.

Wenn man versucht, sich darüber Rechenschaft zu geben, warum eigentlich die Schweiz als besonderes Staatswesen heute noch besteht, so drängen sich mehr, als bei andern Erscheinungen der Völkergeschichte, die *unpersönlichen,* aus äussern Verhältnissen hervorquellenden Ursachen auf. Ansätze zu ähnlichen Entwicklungen hat es im Mittelalter zur Zeit der beginnenden Territorialbildung viel zahlreicher gegeben, als gemeinhin angenommen wird. Es sind da nicht nur die Stedinger und die Dithmarschen zu nennen. Reichsunmittelbare Städte, Gaue und Talschaften haben allenthalben im Deutschen Reiche bestanden. Und warum gerade nur unsre Eidgenossenschaft nicht das Schicksal der Aufsaugung mit allen andern teilte, das liegt keineswegs nur an der Tapferkeit, die unsere waffenfähige Mannschaft je und je im Kriege bewiesen hat, sondern ausserdem hauptsächlich an zwei Dingen: 1. an einer ganz ungewöhnlichen Folge günstiger Verkettung der äussern politischen Lage, und 2. an einer für germanische Volksart unerhörten Geistesgegenwart und Tatkraft in der Ausnützung dieser günstigen Verhältnisse. Für einen Grossstaat läuft ein solches Verhalten vielleicht auf brutale Vergewaltigung der andern hinaus. Für ein kleines Volk,

das sich entgegen der immer weiter fortschreitenden Grossstaatenbildung halten soll, ist es unumgänglich notwendige Lebensbedingung.

Dieses Verhalten unsrer Vorfahren scheint mir die wichtigste *persönliche* Ursache des heutigen Bestehens der Eidgenossenschaft zu sein. Die objektive Ursache, die sogenannten «Verhältnisse», waren aber auch je und je selten günstige. Die selbständige Fortexistenz als besonderer Staat ist der Schweiz, namentlich in den letzten Jahrhunderten, durch äussere Mächte zuweilen beinahe aufgedrängt worden.

Diese Bemerkung betrifft die politische Geschichte unsres Landes. Sie wird hier deshalb vorausgesandt, weil sie für die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz noch weit grössere Bedeutung hat. Die glänzende materielle Entfaltung der industriellen und kommerziellen Kräfte beruht grossenteils auf solchen äussern Faktoren. Als die wichtigsten derselben sollen hier nur zwei hervorgehoben und näher beleuchtet werden. Es sind dies:

1. die Einwanderung der italienischen und französischen Glaubensverfolgten im 16. und 17. Jahrhundert;
2. das Verhalten der Schweiz zu der Politik der Nachbarn, zumal in deren Kriegen, im besondern einerseits die Sold- und Handelsverträge mit Frankreich, und anderseits die Neutralität der Schweiz in den Reichskriegen.

Selbständiger und vorwiegend auf Grund rein wirtschaftlicher Faktoren hat sich die schweizerische Landwirtschaft entwickelt.

Den Anfang einer spezifisch schweizerischen Wirtschaftsgeschichte kann man erst von da an rechnen, wo sich die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz von derjenigen ihres deutschen Mutterlandes *sondert*. Diese Sonderung beginnt für Handel und Industrie ganz klar mit der welschen Grossindustrie des 16. Jahrhunderts. Sie wird besiegelt durch die friedliche Fortentwicklung unsrer

Volkswirtschaft im 17. Jahrhundert, während das deutsche Mutterland am Dreissigjährigen Kriege und an den französischen Invasionskriegen verblutete. Noch später, in den Verlauf des 18. Jahrhunderts, ist der Beginn der charakteristischen Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft zu setzen.

Wir lassen darum hier beiseite die ganze Entwicklung, welche die Schweiz aus Gründen politischer oder kultureller Zugehörigkeit mit Deutschland gemeinsam hatte, d. h. also das ganze Mittelalter, insonderheit die ganze ältere Agrargeschichte. Auch die städtischen Zunftbewegungen des 13. bis 15. Jahrhunderts und die wirtschaftlichen Kämpfe der Reformation zu Stadt und Land lassen sich durch ganz Deutschland ebenso verfolgen wie in der Schweiz. Das schweizerische Zunfthandwerk blieb sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein, was es im Mittelalter gewesen war: schwäbisch oder oberrheinisch.

Man könnte freilich auf dem Gebiete der ältern Gewerbegeschichte eine eigenartige Entwicklung der Schweiz behaupten, eigenartig insofern, als sie das, was in Deutschland vielenorts verkümmerte, normal und in organischer Fortentwicklung bis ins 18. Jahrhundert weitergebildet hat. Ich meine die industrielle Entwicklung *St. Gallens*. Und da wir diesem wichtigen Industrieplatz in unsrer ganzen sonstigen Betrachtung kaum mehr begegnen werden, scheint es mir doppelt angezeigt, die eigenartige Entwicklung St. Gallens vorweg in einigen kurzen Zügen zu zeichnen. Das übrige wird sich dann von diesem «zünftigen» Hintergrunde um so kräftiger als Neubildung abheben.

St. Gallen ist bekanntlich, neben Ulm und Augsburg, im 15. und 16. Jahrhundert eines der grossen Zentren der schwäbischen Leineweberei gewesen. Wie die Ulmer Industrie an der kleinlichen Handwerksbewegung der Reformationszeit dahinsiechte und schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihre Bedeutung eingebüsst hat, das ist

durch die schwäbische Städteforschung der letzten dreissig Jahre zur Genüge bekannt geworden.

Ganz anders St. Gallen. Hier bestand und entwickelte sich die mittelalterliche Industrie im 16. und 17. Jahrhundert unausgesetzt weiter. Der st. gallische Leinenexport wurde vom Dreissigjährigen Kriege um so weniger geschädigt, da er schon seit dem 16. Jahrhundert, vielleicht schon früher, hauptsächlich nach Südfrankreich gerichtet war. Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein sind «die acht alten Lyoner Häuser», welche im 16. Jahrhundert den «ordinari» Botenritt, die Hauptpost von Schwaben und Franken nach Südfrankreich, eingerichtet haben, die führende Macht innerhalb der St. Galler Kaufmannschaft gewesen.

Allerdings sah sich St. Gallen seit dem 17. Jahrhundert mehr und mehr überholt durch die Refugiantenstädte Zürich und Basel. Und es hätte seine Bedeutung als erster oder wenigstens konzentriertester Industrieplatz der Schweiz schwerlich wieder zurückerobert ohne seinen Übergang mit vollen Segeln zur Baumwollindustrie, welche zufällig, gleichwie die grossen Zürcher und Basler Industrien, durch einen Refugianten oder wenigstens durch den Abkömmling einer Refugiantenfamilie, Peter Bion (1721), begründet worden ist.

Darauf beruht die heutige Weltindustrie St. Gallens: die Stickerei, welche mit ihrer Produktion im Werte von über 200 Millionen Franken jährlich trotz all den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, weitaus die schätzenswerteste unter allen schweizerischen Grossindustrien geblieben ist. Denn an die 85 % der Bruttoproduktion sind bei dieser Industrie Arbeitsverdienst und Unternehmergewinn, während z. B. bei der Seidenindustrie noch nicht die Hälfte vom schliesslichen Wert der Produkte auf Arbeits- und Unternehmerverdienst, der Rest auf die Roh- und Hülfsstoffe, auf Amortisation der baulichen und maschinellen Einrichtungen etc. etc. zu rechnen ist.

Die frühere Entwicklung St. Gallens (bis zum 18. Jahrhundert) kann als Typus, und zwar so ziemlich als der *reinste Typus* von der normalen Fortentwicklung der mittelalterlichen Keime zur modernen Grossindustrie gelten. Ähnlich gute Beispiele finden wir etwa in der Halbleinenindustrie von Langenthal seit dem 15. Jahrhundert, dann in Württemberg: in der Uracher Leinenkompagnie und in der Calwer Wollkompagnie, sonst aber selbst in den frühest entwickelten Ländern, sogar in Holland *nicht so rein.* Die Welthandelsherrschaft Amsterdams im 17. Jahrhundert gründete sich auf den Niedergang Antwerpens und war die direkte Folge der Zeiten Albas und seiner Nachfolger. Also auch hier ist die wirtschaftliche Blüte in erster Linie verursacht durch die Refugiantenbewegung. Dasselbe zeigt sich in *allen* Ländern deutscher Zunge, ja beinahe deutschen Stammes: Die moderne Industrie beginnt ihren Siegeslauf über die absterbenden Wirtschaftsformen allenthalben erst mit *dem* Momente, wo die Refugianten aus dem Süden oder Westen mit ihrer höhern wirtschaftlichen Kultur und ihrer nach Produktion und Vertrieb bereits kapitalistisch geordneten Betriebsform Eingang finden.

In bezug auf diesen wichtigsten Grundzug der wirtschaftlichen Entwicklung Mitteleuropas in den letzten Jahrhunderten, die grosse europäische Völkerwanderung der Gegenreformation, sind zwei an sich ebenso einfache wie für die Schweiz bedeutsame Tatsachen hervorzuheben.

Erstens liegt es im Wesen der Sache, dass die katholischen Länder an dem materiellen Segen der Zuwanderung *keinen* Anteil erhielten. Daher die auffallende Rückständigkeit der katholischen Gegenden und auch der katholischen Schweizer Städte und Kantone, die in der industriellen Entwicklung teilweise noch bis auf den heutigen Tag nachwirkt.

Sodann liegt es ebensosehr auf der Hand, dass das Auftreten der Refugiantenbewegung je früher um so lohnender, weil konkurrenzloser war. In diesen beiden

Beziehungen war die Stellung der reformierten Schweiz die denkbar günstigste.

Von der wogenden Brandung der Gegenreformation wurden die Glaubensflüchtlinge überall an den nächsten Strand protestantischen Bekenntnisses geworfen, von England und Belgien nach Holland und Hamburg, vom nördlichen und mittlern Frankreich nach Westdeutschland, aus Italien und aus Südfrankreich nach den evangelischen Kantonen der Schweiz, welche wie eine Insel des Protestantismus zwischen der katholischen Urschweiz und dem gleichfalls katholischen Schwarzwald einerseits und zwischen Österreich und Frankreich andrerseits eingekeilt lagen. Der ausgesetzteste und am weitesten vorgeschobene Posten war Genf, dann Zürich, in dritter Linie Basel, während Luzern und überhaupt die katholische Zentral- und Südschweiz an unserer modernen industriellen Entwicklung *gar keinen* Teil erhielt und St. Gallen, wie wir bereits sahen, vorläufig seitwärts liegen blieb. Auch im Schwarzwald hat erst der aufgeklärte Despotismus des 18. Jahrhunderts die heutigen Industrien der Wälderuhrenfabrikation und der Pforzheimer Bijouterie begründet, übrigens auch diese letztere, auf französischer respektive schweizerischer Grundlage durch einen Spross der Genfer Familie Ador.

Statt dessen stammen *die ältesten modernen Grossindustrien in deutschen Landen* überhaupt, nämlich die Zürcher Seidenzwirnerei und Stoffweberei und die Basler Bandindustrie, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Andere früher hochwichtige Industrien, so namentlich die Strumpfwirkerei, die Hutmacherei, die Lederbearbeitung und die Indiennedruckerei, haben neuern Produktionsgebieten weichen müssen, und ihr teilweises heutiges Wiederaufleben hat keinen Zusammenhang mit ihrer einstigen relativ viel höhern Blüte.

Vergegenwärtigen wir uns nun die damalige Situation des Weltmarktes für feinere Industrieerzeugnisse — die Ver-

drängung Italiens durch Frankreich und im Handel durch Amsterdam — so versteht sich leicht, dass die Schweiz neben Frankreich und Holland im 17. und 18. Jahrhundert als das vornehmste Industrieland der Welt dastand. Diese ihre Weltstellung in ökonomischer Hinsicht hat sie nur durch den lebenweckenden geistigen und auch physischen Säfteumsatz der Gegenreformation zu erlangen vermocht.

Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Doch verdienen unter allen Umständen die Begründer der Industrien von Zürich und Basel, Zanoni, Appiano, Giacomo Duno und Pellizari, wenigstens dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten zu werden, um so mehr, als alle diese Geschlechter längst verzogen oder ausgestorben sind.

Während so die West- und Nordschweiz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für italienische und südfranzösische Flüchtlinge zur zweiten Heimat wurde, kamen dagegen aus Ostfrankreich die Flüchtlinge der Guisenzeit zunächst noch nicht nach der Schweiz, sondern nach der deutschen Rheinlinie. Viele zogen ja aus in der Hoffnung, bald wieder heimzukehren. Erst wenn diese Hoffnung schwand und auf den primären Sammelpunkten nahe der französischen Grenze Überfüllung eintrat, griffen sie wieder zum Stabe, um weiter einwärts ins protestantische Gebiet zu ziehen. Viele dieser ostfranzösischen Flüchtlinge hat erst der Dreissigjährige Krieg von neuem aufgescheucht und, analog den Stürmen der Gegenreformation, diesmal nun südwärts an das friedliche Ufer der Schweiz geworfen. Es gilt dies namentlich von der Zuwanderung aus den elsässischen und pfälzischen Städten Kolmar, Markirch, Strassburg, Zweibrücken und Frankenthal. Gleichwie für die Südländer im 16. Jahrhundert *Genf,* so war nunmehr für diese sekundären Zuwanderer des 17. Jahrhunderts Basel der ausgesetzteste Punkt. Diese stark befestigte, während des Dreissigjährigen Krieges neutrale und daher immer noch verkehrsreiche Stadt bot einer Anzahl der

Vornehmsten willkommenere Zuflucht selbst als Strassburg. Von Bedeutung ist namentlich die Auswanderung aus Markirch 1635/1636 und aus Kolmar 1627 geworden (Sarasin, Denais-Dienast, Thierry-Dietrich, Christ). Um der gewaltsamen Konversion zum katholischen Bekenntnis durch die Kaiserlichen zu entgehen, sind aus Kolmar damals auch eine Anzahl autochthoner Familien nach Basel übergesiedelt, darunter die *Vischer*.

In der romanischen Schweiz waren die Wirkungen dieser Zuwanderung etwas andere als sonst. Im Waadtland bestand ihre Frucht hauptsächlich in Förderung der Landwirtschaft, speziell des Gartenbaus. In Genf wurzelte zunächst, dem geistigen Charakter der dortigen Zustände entsprechend, ein starkes Buchdruckergewerbe fest. Dagegen muss ausdrücklich betont werden, dass die heutige Uhrenindustrie der französischen Schweiz nicht ausschliesslich von den Refugianten stammt (so nur in Genf), sondern in der Hauptsache (Chaux-de-Fonds) als autochthones Gewächs aus der Wurzel einheimischer Initiative und einheimischen Erfindungsgeistes anzusehen ist. Genf hat in der Refugiantenbewegung jedenfalls weitaus am meisten geleistet und gelitten, am meisten moralischen Mut und Aufopferung bewiesen und verhältnismässig weniger Genuss und Nutzen von der Zuwanderung gehabt als die Städte der Nordschweiz.

Mit dem Ende des Dreissigjährigen Krieges verliert hierzulande die Bewegung bereits an Bedeutung. Als 1685 das Edikt von Nantes widerrufen wurde, nahm man nur noch besonders geschickte Arbeiter für kurze Zeit auf, solange bis bürgerliche Vertreter in der betreffenden Kunstfertigkeit genugsam angelernt waren. Dieser letzten Welle der Gegenreformation verdanken zunächst Genf und Neuenburg, im 18. Jahrhundert aber auch die ganze Nord- und Ostschweiz die Entstehung ihrer damaligen Hauptindustrie, der Kattundruckerei (siehe S. 28 f.). Im übrigen galten die Flüchtlinge allenthalben in der Schweiz als Last, die

man nicht rasch genug abschieben zu können glaubte, und um 1700 schloss man selbst in dem vordem liberalen Basel das Bürgerrecht völlig. — Die verhängnisvollen Folgen dieser Abschliessung für die Bevölkerungsbewegung der Stadt: die Abnahme der Geburten selbst unter die Zahl der Todesfälle seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind Anno 1897 und 1908 von kompetenter Seite nachgewiesen worden [1].

Man war an dem frühern Segen förmlich übersättigt. An die Gefahr einer Konkurrenz seitens Deutschlands konnte man noch nicht recht glauben. Diese ist dann freilich im grössten Massstabe eingetreten. Allenthalben nämlich, wo man heute das Entstehen des Kapitalismus, die wirtschaftliche Entwicklung Mitteleuropas im 17. und 18. Jahrhundert zu erforschen beginnt, zeigt es sich, dass die modernen Industrien seit dem Ende des 17. Jahrhunderts (nach 1685) durch französische Refugianten begründet worden sind, so in Pfalz-Zweibrücken, Ansbach, Bayreuth, Brandenburg. Ja selbst die katholischen Lande suchten auf demselben Wege wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so namentlich Sachsen: In Leipzig erschien zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Buch des französischen Grossindustriellen Savary «Le parfait négociant» in deutscher Übersetzung, und der Übersetzer Marperger ruhte nicht, die Ergebnisse und die Technik der französischen Industrie auf jede Weise zu verbreiten. Die Summa der wirtschaftlichen Staatsweisheit im 18. Jahrhundert besteht allenthalben darin, «die segenbringenden Manufakturen zu fördern als das wirksamste Mittel, den Wohlstand, die Lebenskraft und Steuerfähigkeit der Masse zu heben». Brandenburgische Emissäre warben nicht nur in Frankreich, sondern speziell auch in der Schweiz geschickte Webermeister und Webstuhlschreiner, ganz wie es

[1]) Siehe Prof. Dr. Albrecht Burckhardt: Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel, 1601 bis 1900. Rektoratsprogramm der Universität Basel, 1908.

heute die italienische und die nordamerikanische Industrie tun. Und Hand in Hand mit dem Bestreben, die Manufakturen im eigenen Lande zu begründen, geht natürlich auch das weitere Bestreben, der neuen Schöpfung den Absatz, vor allem also den eigenen Markt, zu sichern. Auch hiefür war die Formel schon im 17. Jahrhundert durch den Franzosen Colbert gefunden in seinem Schutzzollsystem.

Diese ganze Bewegung, die hier nur im rohen Umriss angedeutet werden konnte, ist nun für die Schweiz dadurch von so fundamentaler Bedeutung geworden, dass sie hier um 130 Jahre früher begann als an den meisten andern Orten, und dass sie diese ganze Zeit über mit mehr oder weniger Intensität nachhielt. Die Zuwanderung des 16. Jahrhunderts sowohl, wie die des Dreissigjährigen Krieges, fiel in eine Zeit, wo unsere Städte wirtschaftlich noch nicht so übersetzt waren wie bei der Aufhebung des Edikts von Nantes. Auch in moralischer Hinsicht ist ein grosser Unterschied zu verzeichnen, man stand noch mitten drin im ersten vollen Pulsschlag der grossen religiösen Weltparteiung.

Gehemmt war man freilich in der Schweiz durch die französische Politik. Indes wurde es zum Teil gerade durch die Soldfreundschaft je und je möglich, dass man, ohne mit Frankreich zu brechen, die von Frankreich Verstossenen und Verfolgten aufnehmen und ihnen Obdach und Erwerb gönnen konnte.

Doch damit ist beinahe schon zu viel gesagt. Allerdings hat es Mörikofer in seinem bekannten und vortrefflichen Buche so dargestellt. Wahr ist es aber eben in dieser Ausdehnung nur für Genf, wo eine besonders hohe geistige Macht das Regiment führte. In der übrigen Schweiz waren durchaus keine so idealen, sondern sehr menschliche Motive vorherrschend.

Schon bei den ersten Regungen der gegenreformatorischen Zuwanderung beginnt sich die Reaktion breit

zu machen [1]). 1546 beschliesst das damalige Handwerksregiment von Basel: keine Welschen zu Bürgern noch zu Hintersassen anzunehmen, da den Bürgern und namentlich den Handwerkern Basels «von wegen der zuwandernden Welschen vielfältig beschwerliche Last begegnet». Man soll sie hinfort «glat fürwisen und in der Stadt nit dulden». Männiglich soll die Seinen, es seien Töchter oder Witwen, warnen, «dass sie keinen Welschen heiraten. Sonst wird eine solche mit samt ihrem welschen Manne von Stadt und Land weggeschickt werden». Eine Ausnahme wurde nur gemacht, «falls ein welscher reicher oder kunstreicher Mann zu uns zu ziehen begehrte, von welchem die Stadt Nutzen, Ehre und Ruhm hätte, oder der um seiner Kunst willen hier nötig sein würde». Dieser Beschluss wurde auch nach der Restitution von 1552 am 11. Dezember 1553 und am 18. September 1555 erneuert; noch schärfere Fassung erhielt er nach den ersten grossen Aufnahmen (Lady Stafford, Orelli, Socin, 1557 bis 1560) unterm 15. Dezember 1561: «Innert Jahresfrist sollen nur noch zugelassen werden: 1) Adlige oder andere ehrliche redliche und fromme Personen, die ihres eigenen Gutes zu leben und kein Gewerb noch Hantierung zu treiben willens wären; 2) solche, die in ihren Handwerken so kunstreich und dermassen erfahren wären, dass die Stadt und die Bürgerschaft ihrethalben Ehre und Genuss empfangen möchten.»

Dies bleibt dann auch der wichtigste Programmpunkt bei der Aufnahme der Fremden. Sie sollen den Bürgern möglichst viel Verdienst, dem Fiskus möglichst viel Verkehrssteuern einbringen, dagegen niemanden den gewohnten Erwerb schmälern: sie sollen am liebsten gar keine Geschäfte treiben oder dann nur solche, die am Orte noch nicht existieren.

Auf diese systematische Bevorzugung der höhern Stände, die nur verbrauchen und Verdienst bringen, aber

---

[1]) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Berlin und Leipzig, 1816 bis 1822, Bd. VI, S. 491 ff.

nicht selbst verdienen sollten, gründet sich besonders bei Basel, teilweise aber auch bei Genf und Zürich, die Tatsache, dass das heutige Patriziat dieser Städte grossenteils italienische und französische Namen aufweist. Ich erinnere für Zürich an die Muralt, Orelli, Pestalozzi, für Bern an die Muralt und Morlot, für Lausanne an die Namen Mercier, Francillon, David, für Genf an die Turrettini, Fazy, Sarasin, für Basel wären viele Dutzende zu nennen, ich erwähne als historisch besonders wichtig die Werthemann, Socin, d'Annone, Dienast, Sarasin, Wybert, Christ (meist verdeutscht).

Ich betone bei diesem Anlass gerne, dass unter den Kräften, welche die Bewegung in sich schloss, durchaus nicht etwa der Reichtum der Zuwanderer das Wichtigste war. Er war nur ein Mittel, und die banausische Berechnung der damaligen Stadtregierungen, dass die Fremden sich nicht regen, dass sie wo möglich nicht erwerben sollten, ist glücklicherweise nicht erfüllt worden. Viel wertvoller als das Aufbrauchen der zugebrachten Mittel und das eigentlich Entscheidende für die materielle Entwicklung der Schweiz war die Intelligenz und die von Geschlecht zu Geschlecht sich neu bewährende sittliche Tüchtigkeit und wirtschaftliche Regsamkeit der Träger der Bewegung.

Und *diese* Rechnung hat uns auch in unsern Tagen, seitdem das Asylrecht wieder ebenso liberal gehandhabt wird wie vor dreihundert Jahren, nicht betrogen. Die Schweiz ist dadurch auch in neuerer und neuester Zeit um manchen vortrefflichen Mann, um manches tüchtige Geschlecht reicher geworden, die wir ungern missen würden.

Das Hauptergebnis der bisher hier geschilderten Vorgänge ist die Tatsache einer hochgradigen Industrialisierung der Schweiz seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Frage, seit wann die Schweiz als Industriestaat zu betrachten sei, ist damit in ebenso einfacher als sum-

marischer Weise beantwortet. Nicht erst im 19. Jahrhundert, wie die meisten andern Länder deutscher Zunge, sondern 250 bis 300 Jahre früher ist die Schweiz zum Industriestaat geworden. Wobei natürlich festzuhalten ist, dass der Begriff des Industriestaates nur relative Bedeutung haben kann, und dass er an absolutem Quantitätsgehalt immerwährendem Wechsel unterworfen war und in ständiger Zunahme ist. Im 16. Jahrhundert hat er aus den verschiedensten Gründen, namentlich wegen des primitiven Zustandes der Transportmittel für den Austausch der Produktionsüberschüsse verschiedener Gegenden, noch nicht bedeuten können, dass die Mehrheit des Volkes an der Industrie beteiligt sei, sondern nur so viel, dass eine Gegend weit mehr Industrie aufweise als die meisten andern Länder. Und das war, wie gesagt, bei der Schweiz schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in ausgesprochener Weise der Fall.

Geht man weiter, fordert man für einen Industriestaat gleich ein bestimmtes Verhältnis der industriellen zu der sonstigen Bevölkerung, so wäre auch damit noch keineswegs ein fester Massstab von dauerndem Werte gewonnen. Denn die Möglichkeiten der Weiterentwicklung sind stetsfort weiter im Fluss, und von Menschenalter zu Menschenalter wäre deshalb eine Revision jenes Massstabes erforderlich. Jede grössere neue Stufe des Fortschritts würde wohl zugleich eine Verschiebung des Massstabes für die entscheidenden Merkmale der Industrialisierung eines Landes bedingen. Darum wird es, alles wohl erwogen und wirklich historisch betrachtet, am besten bei obiger Relativität des Begriffes bleiben müssen.

Damit schliesse ich die Erörterung der Refugiantenbewegung, um zu unserm zweiten Hauptpunkte überzugehen, nämlich zu dem Verhalten der Schweiz in den Kriegen der Nachbarländer.

* * *

Zwei Dinge treten dabei hauptsächlich in den Vordergrund: 1. aus dem Mittelalter herüberragend die regen Handelsbeziehungen der Schweiz mit Frankreich, hauptsächlich der Ostschweiz und Genfs mit Südfrankreich, welche teils auf Grund der Soldverträge, teils infolge der Verwandtschaft der Industrien von Zürich und von Lyon bis ins letzte Jahrhundert fortgesetzt werden konnten, und 2. die Verdrängung Frankreichs vom deutschen Markte durch das siegreiche Vordringen der neubegründeten schweizerischen Grossindustrien.

Für die schweizerische Volkswirtschaft des 16. bis 18. Jahrhunderts war beides von besonderer Bedeutung. Frankreich war und blieb ein sicherer und der konsumfähigste Abnehmer namentlich für die Industrien der Ostschweiz und für Genf, während der Absatz der schweizerischen Erzeugnisse nach Deutschland-Österreich auf Kosten der französischen sich stetig ausdehnte und dadurch am meisten zum Festwurzeln und Erstarken der neubegründeten schweizerischen Industrien beitrug.

Es ist die bekannte Geschichte von den duobus litigantibus, über die sich dann der tertius gaudet. Das gilt ja heute ganz ebenso wie zu allen Zeiten, und man wird die Bedeutung dieses Momentes als Hebel der wirtschaftlichen Entwicklung der Schweiz am besten nahe legen können durch die Erinnerung an den abnormen Geschäftsaufschwung des schweizerischen Handels und mancher schweizerischen Hauptindustrien während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Was den Handel betrifft, so erhielt die Schweiz damals plötzlich die Aufgabe zugewiesen, die elsässischen und badischen Grenzdistrikte und weite Gebiete Frankreichs mit Lebensmitteln und andern Bedarfsartikeln zu versehen. Daher eine ganz ausserordentliche Hausse der Transporteinnahmen sowohl als aller privaten Handelsunternehmungen. Die schweizerischen Geldinstitute und grossenteils auch die schweizerischen Grossindustrien wurden notgedrungen von der französischen

und deutschen Zwischenhand frei und zu ihrem grossen Vorteil gezwungen, sich auf eigene Füsse zu stellen, sie erhielten dadurch dauernd eine Menge *neuer* Kunden, denen die gewohnten Zufuhren aus Lyon und Paris infolge des Krieges versagten oder zeitweilig abgeschnitten waren.

Wenn davon heutzutage, wo man doch unterbrochene Verbindungen durch den Telegraphen und die Eisenbahnen in kürzester Frist und mit geringster Mühe wieder herstellen kann, manches von Dauer geblieben ist, wie viel mehr bei dem mühseligen und schwerfälligen Verkehr des 17. Jahrhunderts.

Für diesen Vorteil war man denn auch schon damals durchaus nicht blind. Während die französische Politik Deutschland in unaufhörlichem Kriegszustand zu halten suchte und das deutsche Gebiet dazu benützte, die französischen Heere zu ernähren und in Übung zu erhalten, schauten auch die andern Mächte nicht so ganz teilnahmlos zu. Ausser den Engländern, welche ihre weltgeschichtliche Rolle auch heute noch so zu verstehen scheinen, sind die tertii gaudentes zu allen Zeiten die kleinen Leute gewesen, die in der Politik nicht mitreden durften, um nicht von den Grossen gelegentlich verschlungen zu werden, oder aus Klugheit nicht mitreden wollten, weil sie dabei besser ihre Rechnung fanden. Dem Fürsten Bismarck blieb es vorbehalten, diese kleinen Leute auf dem Wege der Schutzzölle zu kontingentieren mit der Formel, dass dieses wirtschaftliche Schnürsystem nur der gerechte Tribut der Kleinen an die Grossen sei, welche ihnen durch ihre gewaltigen Rüstungen den europäischen Frieden und damit eine ruhige wirtschaftliche Fortentwicklung garantieren.

Die Staatsmänner des 17. Jahrhunderts, wenigstens die deutschen bis zur zweiten Hälfte des Jahrhunderts, waren von ganz andern Interessen erfüllt als gerade von den wirtschaftlichen. Es handelte sich noch um die rein politische Arrondierung der Territorien. Die europäische

Politik des 17. und 18. Jahrhunderts stand bekanntlich unter dem Zeichen des europäischen Gleichgewichts: Frankreich stand gegen Habsburg-Spanien; die grössere Intelligenz und die konzentriertern intensivern Mittel gegen die äusserlich grössere Macht. Den Ausschlag in diesem Kampfe gaben in erster Linie die sogenannten Seemächte, Holland und England. Diese sind *vor* den andern die tertii gaudentes gewesen, und die ganze Seeherrschaft Englands beruht wesentlich auf praktischer Ausnützung günstiger Kriegskonjunkturen. In diesem Punkte hat von Cromwell bis auf Beaconsfield, Salisbury und Grey nichts geändert.

Bei Holland liegt die Sache etwas anders, die holländische Geschichte im 17. Jahrhundert ist entschieden vornehmer. Zwar beruht auch hier die politische Machtentfaltung sowohl wie die wirtschaftliche Blüte grossenteils auf klug benützten Kriegskonjunkturen. Aber diese Konjunkturen entstammen hier dem eigenen Selbständigkeitskampf mit dem mächtigen Spanien, aus dessen Herrschaft man sich eben losreissen will. Diesen Krieg verstand das kleine Holland achtzig Jahre lang hinzuziehen und so geschickt auszunützen, dass schliesslich Spanien, trotz seines gewaltigen Kolonialbesitzes, als Seemacht zweiten Ranges sich weit hinter dem stolzen jungen Sprossen zurückgeblieben erfand.

Ebenso wurde dann der spanische Erbfolgekrieg für Holland zu einer Periode glänzendster Entfaltung seiner kommerziellen Suprematie, während die darauf folgende lange Zeit des Nordseefriedens das wirtschaftliche und politische Leben Hollands dem Gefrierpunkt äusserst nahe brachte und in beiden Beziehungen England und Frankreich weitaus das Übergewicht verlieh.

In ähnlicher Lage, wie Holland, befand sich nun in politischer Hinsicht die Schweiz innerhalb des Systems des europäischen Gleichgewichts. Wie Holland von Vorderspanien, so hat sich die Schweiz von Vorderösterreich, vom Hause Habsburg, zur Selbständigkeit losgerungen.

Ein nicht zu unterschätzender Unterschied muss freilich sofort konstatiert werden. Durch die Soldverträge wurde die Schweiz viel enger und viel unselbständiger, als Holland, immer wieder an Frankreich gekettet.

Gegenüber England wie Holland ist sodann der wichtige Unterschied hervorzuheben, dass die Schweiz als *Binnenland* keinen oder nur wenig Anteil hatte an den günstigen Chancen aller *fernen* Kriege. Während Holland und England zu Schiff nach allen Seiten hin freieste Bewegung hatten, war dies bei der Schwerfälligkeit des damaligen Landverkehrs und der daherigen engen Begrenztheit des wirtschaftlichen Wirkungskreises für die Schweiz nur in sehr beschränktem Masse der Fall, hauptsächlich nur bei Kriegen der allernächsten Nachbarn, speziell beim Zusammentreffen von Frankreich und Deutschland im Oberrheinviertel. Es fallen daher vorab alle Seekriege, sodann die Befreiungskriege der Niederlande, die nordischen Kriege, die Kriege Friedrichs II. und die amerikanischen Freiheitskämpfe für uns nicht in Betracht, und es verbleiben in der Hauptsache nur der Dreissigjährige Krieg, die pfälzischen Verwüstungskriege Ludwigs XIV. und der Beginn des spanischen Erbfolgekrieges für uns von Belang. Während dieser drei Kriegsperioden hat die Schweiz ihre wirtschaftliche Machtsphäre auf Kosten Frankreichs ganz enorm zu erweitern vermocht, und zwar so, dass die Ostschweiz in Südfrankreich und am Mittelmeer festen Fuss fasste, Basel und später auch Zürich während der deutsch-französischen Kriege die französischen Waren vom deutschen Markte immer mehr verdrängte und durch die eigenen ersetzte.

Ich rede hier absichtlich nicht von den innern Religionskämpfen Frankreichs. Der Schaden, den Frankreich dadurch erlitt, war zu sehr selbst gewollt und verschuldet. Durch die frühern Ausführungen betrachte ich diesen Gegenstand als erledigt. Ein vorläufiges Ziel setzte diesem selbstmörderischen Treiben Heinrich IV. 1598 durch das

Duldungsedikt von Nantes. Die nächsten Jahre waren eine Zeit normaler Entwicklung. Erst der Dreissigjährige Krieg inauguriert jene Epoche ewiger Unruhe für Deutschland, welche, von Frankreich künstlich geschürt, zuerst dreissig Jahre lang, dann in kurzen Perioden immer wieder von neuem angefacht, den wirtschaftlichen Ruin Deutschlands kontinuieren, sein Wiederaufleben verhindern sollte. Dieses Ziel wurde nur zu sehr erreicht. Die durch die Hugenotten gleich wie die Schweiz wirtschaftlich befruchteten Grenzdistrikte in Elsass-Lothringen und der Pfalz wurden entweder ganz zu Frankreich geschlagen oder ihre wirtschaftliche Blüte im Keime erstickt. So hatte gerade der zweite Teil des Dreissigjährigen Krieges, das künstliche Hinziehen desselben durch Frankreich, die Folge, dass einige der schönsten Ansiedlungen der Refugianten im Elsass und in der Pfalz verödeten, und zwar, wie bereits bemerkt, grösstenteils zugunsten von Strassburg, Basel und Frankfurt (vergleiche Markirch und Kolmar S. 10 hievor).

Über die Ausdehnung der schweizerischen Manufakturen zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges sind nun freilich nur ganz wenige direkte Zeugnisse erhalten. Sie genügen aber im Zusammenhang mit den übrigen bekannten Faktoren vollständig, um deutlich nachzuweisen, wie üppig sich zu jener Zeit die neubegründete schweizerische Industrie entfaltet haben muss.

Einerseits steht fest, dass die Refugianten aus Markirch ihre Verbindungen und Geschäfte aufrecht erhielten. Nur der Sitz des Prinzipals wechselte. Ihre zurückgebliebenen Arbeiter beschäftigten sie nach wie vor von Strassburg oder Basel aus.

Ausser den vornehmen Häuptern strömten aber auch eine Menge arbeitsloser Hände aus den vom Kriege heimgesuchten Bezirken in die sichern Städte oder deren nächste Umgebung zusammen. So erlangte in Basel die bereits im vorigen Jahrhundert begründete Hausindustrie während des Dreissigjährigen Krieges eine ungeahnte Ausdehnung

und Intensität. Am Ende des Krieges werden Bestimmungen getroffen über Beschäftigung von Arbeitern in einem Rayon bis auf 5 Meilen (10 Stunden) und darüber hinaus. Denn für die Basler Hausindustrie war das Gebiet der Stadt sozusagen damals schon viel zu klein.

Es ist nun wirtschaftsgeschichtlich bezeichnend, dass man nicht, gleich andern Kleinstaaten und Duodezfürsten des 17. Jahrhunderts, darauf aus war, dieses Gebiet zu vergrössern und die Einwohnerzahl zu vermehren. Soweit dies der Krieg von selbst tat, machte man es sich zunutze zur Förderung der Hausindustrie in Stadt und Land. Soweit das aber nicht hinreichte, um die durch die Refugiantenbewegung einerseits und durch die Kriegsunsicherheit im Elsass andrerseits hieher konzentrierten Kapitalien zu beschäftigen, griff die Hausindustrie gleich von Anfang an über die Landschaft Basel, auf den bischöflichen Jura, ins Laufen- und Delsbergertal aus.

Diese Ausdehnung auf fremdes Territorium war durch die Verhältnisse geboten und sie hat sich stets neu aufgedrängt. In dem Kampfe des Handwerks mit der zunehmenden Grossindustrie fällt immer wieder als ausschlaggebendes Moment zugunsten der weitern Entfaltung der Grossindustrie das Argument in die Wagschale, dass, wenn Basel nicht vorwärts schreite, diese oder jene Neuerung sich nicht selbst aneigne, die Vorderösterreicher oder die Markgräfler oder die Bischöflichen sie ergreifen, sich von der Konzentration nach Basel emanzipieren und Basel selbst empfindliche Konkurrenz machen würden. Oder gar: wenn es seine Umgebung nicht auf dem Wege der Hausindustrie in seinen Dienst nähme, so würden die besten Kapitalien und Intelligenzen zur Übersiedlung auf bischöfliches, vorderösterreichisches, markgräfliches oder französisches Gebiet veranlasst. Das war z. B. das entscheidende Motiv für die Zulassung der 16gängigen Bandmühle in den 1660er Jahren.

Die Folgen sind für Basel und wohl auch für andere Schweizerstädte äusserst belangreich:

Schon im 17. Jahrhundert gelangte man auf Grund des faktischen Verlaufs der Dinge im Dreissigjährigen Kriege dazu, die Hausindustrien aufs strengste in die Hand *städtischer* Prinzipale zu zentralisieren. Dieses Prinzip, das im folgenden Jahrhundert die ganze Organisation der neugezüchteten Industrien beherrscht, war in Basel von Anfang an durch den einfachen Umstand gegeben, dass der Dreissigjährige Krieg hier die Hauptveranlassung zur Ausbreitung der Hausindustrie wurde. Da war es also die Sicherheit der befestigten Stadt, im Gegensatz zu den unablässigen Gefährden auf dem offenen Lande, die den Kapitalbesitz und die Geschäftsleitung in die festen Städte zwang.

Mit der Überbrückung der territorialen Schranken durch die Schaffung von Erwerbsgelegenheit hat sich nicht nur die Basler, sondern überhaupt die nordschweizerische Grossindustrie schon im 17. Jahrhundert auf den Standpunkt gestellt, den heute St. Gallen, wenigstens bis vor kurzem noch gegenüber Vorarlberg, Sachsen und Württemberg etc. einnimmt. Ziel der städtischen Wirtschaftspolitik ist nicht eine möglichst grosse Bevölkerung, die unter Umständen verdienstlos wird, sondern ein engerer Kreis, dem man sichere Arbeit verschaffen kann, und daneben, teilweise auf fremdem Gebiet, ein elastischer Stock von Hülfsarbeitern, die je nach dem Gang der Industrie in stärkerm oder geringerm Masse herangezogen werden. Es wird dabei ausdrücklich der von Basler Prinzipalen in Markirch und in Biel beschäftigten Heimarbeiter Erwähnung getan. Es wird bestimmt, dass ein Fabrikant nicht mehr als 50 Stühle in einem Umkreis von 5 Meilen um die Stadt halten dürfe (15 in der Stadt, 35 ausserhalb). Will er sein Geschäft ausdehnen, so darf er das tun, jedoch nur ausserhalb dieses Umkreises, z. B. in Biel

oder Markirch weitere Stühle halten, und zwar dann in unbegrenzter Zahl.

Von der nähern Umgebung war damals besonders das bischöfliche Laufen- und Delsbergertal stark mit Basler Florettstühlen besetzt. Ausserdem wurden Strumpfwirkerwaren in derselben Weise fabriziert, und wir erfahren zugleich, dass dieselben ihren Absatz, abgesehen von den Zurzacher Messen, nach Augsburg, Graz, Wien und andern fern gelegenen Orten fanden.

Für die glänzende weitere Entwicklung, namentlich der Basler Strumpfmanufaktur, war von Bedeutung einmal das Aufkommen der viel rentableren Seidenstrümpfe oder Seidenhosen, wie sie unter Ludwig XIV. in Frankreich Mode waren. Sodann der unaufhörliche Zuzug geschickter französischer Arbeiter und Appreteure. 1699 zählte man 104 an der Basler Strumpfwarenindustrie beteiligte Welsche. Gehoben und getragen wurde diese, gleich allen andern schweizerischen Industrien, durch die Geschäftssicherheit und Konkurrenzlosigkeit, deren sich die Schweiz während der Kriege Ludwigs XIV. erfreute, hauptsächlich auch durch die Chancen, welche der spanische Erbfolgekrieg dem schweizerischen Exporte darbot.

Da die französischen Waren im Reiche verpönt wurden, ohne dass Deutschland genügende eigene Produktion besass, so erschlossen sich den schweizerischen Industrien ganz von selbst neue und dankbare Absatzgebiete im Norden und Osten, auf den Frankfurter Messen wie in Bayern und Österreich. Die Basler Strumpfwirkerei steht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ziemlich ebenbürtig neben der stärksten Exportindustrie Basels, der Bandweberei.

Äusserst dürftig fliessen die Quellen über die Entwicklung der Zürcher und St. Galler Industrie während des Dreissigjährigen Krieges. Noch immer herrscht hier der Absatz nach Südfrankreich bei weitem vor. So hat

z. B. die Familie Hess aus Zürich, nach Analogie der acht alten Lyoner Häuser von St. Gallen, um 1630 sich in Lyon festgesetzt. Kurze Zeit nach dem Kriege sind aber bereits auch wieder Zürcher Seidenlieferungen nach Deutschland, und zwar jetzt an die damals entstehende Krefelder Seidenindustrie, bezeugt. St. Galler Niederlassungen begegnen wir gegen Ende des Jahrhunderts auch in Marseille.

Von grösserer Bedeutung aber als die Ausdehnung des Absatzes und die Vermehrung der Umsätze dürfte in allen Fällen die allgemeine Preissteigerung gewesen sein, die notwendige Folge jeder Beschränkung des Angebotes und jeder Aufhebung der Konkurrenz. Nicht nur die neuen, sondern auch die *gewohnten* bisherigen Geschäfte nach dem Auslande wurden einträglicher. Das Stocken der Produktion und des Verkehrs bei den Nachbarn konnte um so intensiver als Exportkonjunktur ausgenützt werden, als die Kriegsgefahr das Risiko des Handels in der Tat vermehrte und eine höhere Verkaufsprämie wohl zu rechtfertigen schien. Nimmt man hinzu die Verbilligung der Arbeitskraft durch den Andrang arbeitsloser Hände aus den vom Kriege heimgesuchten Bezirken in die wenigen vom Kriege unangetasteten festen Städte und deren Umgebung, so tritt der Nutzen der damaligen Hausindustrie erst recht ins Licht. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Moment ist die gesteigerte Kaufkraft und Konsumfähigkeit des schweizerischen Hinterlandes infolge der reichen Ernten und glänzenden Erträge der schweizerischen Landwirtschaft, welche auch ihrerseits für den Bedarf der fremden Heere sowohl wie für den des kriegsflüchtigen Volkes lebhaften Mitgenuss an der Exportkonjunktur hatte.

Hätten wir für die allgemeine Preissteigerung keinen andern Beweis, so wäre das unzweideutigste Zeugnis dafür in den *Taxordnungen* der 1640er Jahre zu erblicken, welche wie in den schweizerischen Städten so auch in Strassburg und anderwärts auftreten und die eben gar

nichts anderes sind, als die notwendige obrigkeitliche Eindämmung der permanenten Preisrevolution, durch die ein Erwerbszweig den andern immer höher schraubte.

Der Rat von Basel hat 1646 darüber zu klagen, dass auch in guten Jahren die Werbenden die Preise nicht herabsetzen, «sie geben ihre Waren vielmehr um ihres Eigennutzes und Gewinnes willen immer teurer und wollen sich zu keiner Billigkeit verstehen. Unsern bald nach der Geldabsetzung erlassenen Mandata, dass jeder seine Arbeit und Waren dem Geld nach in gleicher Proportion abwürdige, zuwider, sucht jeder, sowohl Handwerker als Handelsmann, unziemlichen Vorteil und Übergewinn, so dass die klagende Teurung nur noch vermehrt wird». Der Rat übernimmt daher das Geschäft des «Abwürdigens» selbst, um zwischen reich und arm ein billiges, dem allgemeinen Wohlstande dienliches Verhältnis herbeizuführen. Er veranlasst die einzelnen Zünfte, ihre sämtlichen Handwerke zu vernehmen und darnach Vorschläge für Lohntaxen und Warenpreise einzureichen.

Der Grund dieser allgemeinen Teurung liegt einerseits offenbar in der Hausse der notwendigsten Lebensmittel infolge des starken Kriegsbedarfs und Volksandrangs. Anderseits ist dafür das sogenannte Kipper- und Wipperunwesen der ersten Kriegszeiten verantwortlich zu machen, d. h. die bodenlose Münzverschlechterung durch die Territorialherren und die damit gegebene allgemeine Unsicherheit im Geld- und Zahlungswesen. In Basel kann übrigens dieses Ferment der Preissteigerung nur kurze Zeit gewirkt haben, da hier die Münzen von Obrigkeit wegen schon bald nach Beginn des Krieges «abgesetzt», d. h. nach ihrem Metallwert in richtige Relation unter sich gebracht worden sind.

Das Kipper- und Wipperunwesen kann überhaupt nur im Zusammenhang mit dem Kriege richtig verstanden werden. Es ist für jene Zeit gar nichts anderes als heute ein Wechselmoratorium oder der Zwangskurs, welche nicht

bloss in unsern süd- und mittelamerikanischen Schwesterrepubliken blühen, sondern zu denen selbst der wirtschaftlich selbständigste und kräftigste Staat Europas, Frankreich, im Kriege von 1870 seine Zuflucht nehmen musste.

Doch wir müssen uns hier leider versagen, auf dieses interessante Kapitel pathologischer Anatomie der Volkswirtschaft während des Krieges näher einzugehen.

Andrerseits ist für die Teurung aber auch der Umstand geltend zu machen, dass allzu grosse Kapitalien aus Deutschland sich nach den sichern Städten der Schweiz geflüchtet hatten, die nun teils in der Hausindustrie ihre Verwendung suchten, teilweise aber auch in Geldform, mindestens interimistisch, eine übermässige Vermehrung des Geldumlaufs herbeiführten. Ich erinnere daran, dass damals jenes Sinken des Zinsfusses bis auf 2 % begann, das dann bis tief ins 18. Jahrhundert hinein angedauert hat und das sich kaum anders erklären lässt, als aus der trägen Unternehmungslust jener Zeiten, beziehungsweise aus dem Missverhältnis starker verfügbarer Kapitalien zu relativ schwacher industrieller und kommerzieller Nachfrage.

Viel direktere Zeugnisse liegen vor über die Gunst der Verhältnisse in den Verwüstungskriegen Ludwigs XIV. Statt unzähliger anderer soll hier nur ein besonders deutliches Beispiel sprechen, die Familientradition der Seidenbandfirma Emanuel Hoffmann in Basel vom Jahre 1721:

«Als dann Anno 1688 der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche ausbrach und die Einfuhr der französischen Waren in das Reich verboten wurde, dachte mein Vater daraufhin, seidene Bande nach französischer Fasson zu fabrizieren, weil dieselben in Friedenszeiten so guten Absatz in Deutschland gefunden hatten. Und lehrt die Experienz (1721), dass auch dieses Vorhaben reüssiert und dadurch der göttliche Segen, wie auch die Nahrung zu Stadt und Land merklich vermehrt wird.»

In dieser Richtung wurde eifrig weiter gearbeitet. Jeder einzelne Fabrikant nahm für sich das Verdienst der

Verdrängung der französischen Waren auf dem deutschen Markte in grösserm Masse in Anspruch.

Freilich schon unmittelbar darauf (1690) wird auch die Klage laut, dass «bei dieser Zeit die eidgenössischen Handelsleute in dem Reich wegen den Werbungen (d. h. wegen der Soldverträge mit Frankreich) übel angesehen seien».

Wenige Jahre nachher beginnt auch schon innerhalb der Eidgenossenschaft selbst, durch das mächtige Bern inauguriert, jene zollpolitische Absperrung nach Colbertschem Muster. Und im 18. Jahrhundert stossen die schweizerischen Kaufleute nach allen Seiten hin auf missliebige, wenn auch im ganzen noch recht ungeschickt und wenig rationell veranlagte Zollschranken.

Aus dem spanischen Erbfolgekriege, dessen Schauplatz teilweise, ganz im Anfang (Schlacht bei Friedlingen 1702) und später wieder (Mercys Durchmarsch 1709) hart an der Schweizergrenze war, bin ich nicht in der Lage, für den industriellen Export der Schweiz Ähnliches im einzelnen nachzuweisen. Dagegen stand damals der Käse-, Butter- und namentlich der Pferdehandel des Kantons Bern in besonderer Blüte. Dem Ende des Krieges sah man dort mit gemischten Gefühlen entgegen, in der Befürchtung, dass dann auch der Pferdeexport aufhören werde (siehe Ric. Huch: Die Neutralität der Eidgenossenschaft im spanischen Erbfolgekrieg. Zürich 1892). Grossen Vorteil zog dagegen wiederum Holland aus jener Kriegskonjunktur, indem es seinen Handel auf Kosten Frankreichs in starkem Masse ausdehnte.

Mit dem spanischen Erbfolgekrieg hören für die beiden so nahe verwandten Länder diese Chancen aus dem Schaden der Nachbarn auf. Es folgte zunächst eine stille Zeit von 25 Jahren, dann die schlesischen Kriege Friedrichs des Grossen, an denen wenigstens Baden und Württemberg sich einigermassen erholen konnten infolge der Stockung in der sächsischen Produktion. An den nordischen Kriegen hatte die Schweiz ebensowenig Mitgenuss als an dem nordamerikanischen Freiheitskampfe.

Dagegen waren die französischen Revolutionskriege, trotz der gleich im Anfang inaugurierten Abschliessung und Schutzzollpolitik Frankreichs, für Handel und Industrie der Schweiz eine Zeit glänzender Entfaltung bis zu dem Punkte, wo Napoleon eingriff, durch die Kontinentalsperre alle Verbindung mit England aufhob und gleichzeitig das gesamte Festland immer brutaler als ausschliessliche Domäne des französischen Exports in Anspruch nahm.

An der langen Friedenszeit des 18. Jahrhunderts ist die holländische Volkswirtschaft, so paradox das nach landläufiger Anschauung auch klingen mag, förmlich zugrunde gegangen, während die schweizerische Industrie, nicht ungehindert, aber doch über Erwarten reich sich entfalten konnte, ihren Absatz in die Nähe und Ferne ausdehnte und den soliden Reichtum begründete, auf welchem das 19. Jahrhundert weiterbauen konnte.

Drei mächtige neue Elemente namentlich hat das 18. Jahrhundert dem ältern Bestande der schweizerischen Seiden-, Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie hinzugefügt. Einmal im Westen die jurassische Uhrenindustrie, die in unaufhaltsamem Siegeslauf den Weltmarkt erobert hat und ihn bis zur Stunde mit 90 und mehr Prozent seines internationalen Bedarfs versorgt und beherrscht. Sodann, auf die alte Leinenindustrie und die Anfänge der Baumwollindustrie aufgepfropft, zwei riesenstarke junge Schosse: vom welschen Westen her nach Osten vorrückend, die Indiennedruckerei, und im Osten die Mousselineweberei, die zur Grundlage der Stickerei der Ostschweiz geworden ist. Diese beiden Finierindustrien hatten, jede auf ihre Weise, die gleiche Wirkung: die Nachfrage und damit die Produktion von Baumwollgarnen und -geweben, mit andern Worten also die schweizerische Baumwollspinnerei und -weberei als Lieferantin des gewaltig anschwellenden Bedarfs an Druck- und Stickböden, sowie an Stickgarnen zu dem fast unglaublichen Umfang emporgedeihen zu lassen,

auf dem wir sie vor dem Ausbruch der französischen Revolution angelangt finden.

Leider ist das eine dieser Hauptfundamente der wirtschaftlichen Prosperität der Schweiz, der Zeugdruck, vor der übermächtigen Konkurrenz der zollgeschützten französischen, hauptsächlich oberelsässischen, und der betriebstechnisch weit vorauseilenden englischen Indienne seit den Stürmen der Revolutionskriege und der Kontinentalsperre Schritt für Schritt zurückgewichen, und es fristet in seiner heutigen Beschränkung auf die grossmustrige Glarner Ware nur noch ein relativ kümmerliches Dasein.

Um so gewaltiger hat sich der Stickereiexport der Schweiz durchgesetzt und durch unablässige technische Fortschritte und organisatorische Verbesserungen seine heutige Weltstellung mit über 200 Millionen Franken Jahresexport errungen.

Damit sind wir in die Zeit eingemündet, deren schweizerische Industriegeschichte bereits in mustergültiger Weise in Schrift verfasst ist, hauptsächlich durch die monumentalen Werke von Dr. Hermann Wartmann und Dr. Adolf Jenny-Trümpy über die Baumwollindustrie vom gröbsten Garn bis in ihre feinsten und letzten Endprodukte in Stickerei und Druckerei. Dann auch durch mehrere Schriften über die Entwicklung der jurassischen Uhrenindustrie. Diese ganze Literatur findet sich wohl am vollständigsten verzeichnet am Schluss der Wirtschaftskunde der Schweiz von Geering und Hotz (vierte Auflage 1910/1911, Zürich, Schulthess & Cie., S. 175 bis 182), so dass hier auf alle nähern Angaben verzichtet werden kann.

In zusammenfassendem Rückblick auf das Gesagte ergibt sich als Quintessenz unserer industriellen Entwicklung, dass die Schweiz ihre wirtschaftliche Blüte wesentlich auf Kosten ihrer Grenznachbarn im Süden und im Westen, hauptsächlich auf Kosten Frankreichs, errungen hat, einerseits durch die Aufnahme der Refugianten, welche ihre heimische Produktion, ihre Handelsverbindungen und

ihre Kapitalkraft nach Genf, Zürich und Basel verpflanzten und von hier aus mit den welschen Mutterländern in Konkurrenz traten. Und sodann durch die Verdrängung der französischen Waren auf dem deutschen Markte, hauptsächlich während der Reichskriege mit Frankreich.

* * *

Unsere Übersicht wäre unvollständig ohne einen Blick auf die Entwicklung der schweizerischen **Landwirtschaft.** Allerdings wird dadurch die Einheitlichkeit der bisherigen Erörterung sehr beeinträchtigt. Denn mit der vorangehenden Betrachtung der industriellen und kommerziellen Entwicklung hat die Agrargeschichte der Schweiz kaum etwas anderes gemein, als ab und zu günstige Absatzchancen während des Krieges der Nachbarn, so im Dreissigjährigen Kriege ausserordentlich lohnenden Absatz für eine Reihe reicher Getreideernten, im spanischen Erbfolgekrieg, im siebenjährigen Krieg und namentlich in den Revolutionskriegen desgleichen für den Pferdeexport.

Trotz dieser überwiegenden Ungleichartigkeit der Interessen und des Entwicklungsgangs der Landwirtschaft ist doch dieser Teil der Volkswirtschaft gerade für die Schweiz von allzu fundamentaler Bedeutung, als dass wir ihn hier übergehen dürften.

Von der Agrargeschichte der umliegenden Länder hat sich die der Schweiz in der Hauptsache erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts deutlich zu sondern begonnen. Das Unterscheidende und Eigenartige ist die energische Abwendung vom Getreidebau und die immer ausschliesslichere Kultivierung von Grasbau, Viehzucht und Milchwirtschaft, d. h. derjenigen Betriebszweige, zu welchen die Schweiz durch die natürlichen Bedingungen ihres Bodens und ihres Klimas vor allen andern Binnenländern befähigt und berufen ist.

Die natürlichen Grundlagen und Ursachen dieser Tatsache sind diese. Massgebend ist vor allem der Reich-

tum der Schweiz an Niederschlägen, und dafür wiederum ist bestimmend die Gebirgsnatur des Landes. Der Zusammenhang ist folgender:

Die feuchten Luftmassen, die von Westen, vom Atlantischen Ozean her fast anstandslos das französische Flachland bis nahe an unsre Grenzen durchzogen haben, werden zunächst zur Überschreitung der langsam aus Mittelfrankreich ansteigenden Erhebungen der Vogesen und des Jura gezwungen. Die mit der Steigung eintretende Abkühlung, ceteris paribus um je 1° Celsius auf je 180 Meter Höhenunterschied, führt diese feuchten Luftmassen teilweise schon bei dieser ersten Gebirgsüberschreitung in die tropfbarflüssige Form von Nebel und Regen über. Daher sind die Niederschläge auf der westlichen und nordwestlichen Abdachung dieser Mittelgebirge häufiger und reichlicher als zuvor im französischen Flachland und andrerseits als in dem südöstlichen Regenschatten des Jura, der nach Osten und Südosten hin grossenteils steil abfällt ins schweizerische Mittelland, die Hauptkulturzone der Schweiz. Soweit die feuchten Luftmassen des Ozeans den Kamm dieser Mittelgebirge passieren, setzen sie jenseits des Jura zunächst ihre Wanderung ostwärts fort über das schweizerische Mittelland, zwischen Alpen und Jura hinweg. Aber schon nach kurzem Fluge prallen sie von neuem an an dem ungleich höheren und massiveren Walle der Alpen. Hier wiederholt sich daher der soeben geschilderte Prozess der Steigung, nur noch in viel höherem Masse, und bis sie unter dem beständigen Nachdrängen weiterer Luftmengen die 3—4000 Meter hohe Hauptwand der Berner und der Glarner Alpen überwunden haben, sind sie dann auch des grössten Teils ihres Feuchtigkeitsgehaltes in Form von Regen oder Schnee entleert. Am gründlichsten leistet diese Entleerungsarbeit der hohe Kamm der Berner und der Glarner und Bündner Alpen, sowie auch das Alpsteingebiet des Säntis. Und der Revers der Medaille ist natürlich die

Tatsache, dass auf der Südseite der Hauptketten, im Wallis und im Engadin, teilweise auch im Tessin, fast immer schönes, trockenes Wetter mit wenig Niederschlägen vorherrscht, einfach weil eben das feuchte Luftmeer, das da vom Ozean her unser Land überzogen hat, durch die zweimalige Entleerung beim Übersteigen der vorgelagerten Mittelgebirge und dann des Hochgebirgs nunmehr seiner überschüssigen Feuchtigkeit bar ist.

Für die natürliche Richtung der schweizerischen Bodenkultur ist es nun von grösstem Belang, dass die nordwestliche Abdachung der Alpen einen so breiten Raum im Schweizerlande einnimmt. Die ganze Zone der vorwiegend nordwestlich verlaufenden Zugänge vom Flachland der schweizerischen Hochebene her bildet recht eigentlich die Fänge und die Trichter, durch welche jene ozeanischen Luftmassen zum Kamme des Hochgebirgs emporsteigen, in denen sich also ihre Steigung und ihre Abkühlung vollzieht, was eben gleichbedeutend ist mit ausserordentlich reichlichen und regelmässigen Niederschlägen in dem grössten Teil und in dem wertvollsten Kulturgebiete der Schweiz.

Der Reichtum an Niederschlägen ist nun geradezu bestimmend und entscheidend geworden für die Hauptrichtung der Bodennutzung in der Schweiz. Diese Richtung geht klar auf Futterbau, Viehzucht und Milchwirtschaft. Und das ist zugleich der fundamentale Hauptpunkt, in dem die schweizerische Landwirtschaft abweicht von der Produktionsweise der meisten andern Länder. In der schweizerischen Landwirtschaft ist der sonst fast überall vorherrschende Getreidebau heutzutage vollständig nebensächlich geworden aus dem einfachen äussern Zwangsgrunde, dass das Getreide unsrer starken Niederschläge wegen in feuchten Sommern überhaupt kaum zur Hartreife gelangt. Es wäre daher unwirtschaftlich — ebensowohl vom privatwirtschaftlichen Standpunkte der Rentabilität des einzelnen Betriebes, als von dem Standpunkte

internationaler Selektion und Arbeitsteilung aus beurteilt — wenn die Schweiz mit ihrer Agrarpolitik auf den Getreidebau abstellen wollte. Das wäre nur mit unverhältnismässigen Opfern möglich, und in feuchten Jahrgängen, wie z. B. 1910 und 1912, wäre sie mit ihrem einheimischen halbreifen und feuchten Korn ganz übel bestellt.

Vermöge dieses Faktums der Häufigkeit und der relativen Regelmässigkeit der Niederschläge berühren sich die klimatischen Bedingungen der schweizerischen Landwirtschaft in auffallender Weise mit denen der Küstenländer der Nordsee, von Holland bis nach Dänemark, deren starke Viehzucht gleichfalls auf dem regelmässigen kräftigen Feuchtigkeitsgehalte der Luft beruht, aber hier allerdings nicht von der Steigung im Gebirge, sondern einfach von der Nähe des Salzmeers herrührt. Die Wirkung für die Landwirtschaft ist dort wie hier dieselbe: die Pflege des Futterbaus und der Rindviehzucht.

Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob der Graswuchs die Sonne nicht nötig hätte. Auch beim Futterbau ist Sonnenschein das erste und das wichtigste für den Nährgehalt der Pflanzen. Gegenüber den spezifischen Sonnenkulturen ist für den Futterbau nur das unterscheidend, dass er *ausser* der Sonne *zugleich* auch ein grösseres Mass von Feuchtigkeit erfordert und ertragen kann. In beiden Beziehungen kommt die Bodengestaltung der Schweiz ihrem Futterbau mächtig zu Hülfe, einerseits durch die stärkere Wirkung der Besonnung an den Berghängen und andrerseits dadurch, dass diese abschüssigen Halden sozusagen natürliche Rieselfelder darstellen, welche die starken Niederschläge der oberen Lagen von selbst nach unten abgeben und verteilen helfen.

Zu dem Niederschlagsreichtum der Schweiz kommt mit gleichgerichteter Wirkung — hemmend für den Getreidebau und alle spezifischen Sonnenkulturen — der Schattenreichtum der Schweiz, aus zwei natürlichen Ur-

sachen entspringend. Einmal aus der orographischen Gestaltung der Oberfläche des Landes, aus seiner Gebirgsnatur: Berge geben Schatten, wie man ihn im Flachlande nicht kennt, und zwar um so mehr, je höher und je steiler sie sind. Sodann sammeln und konservieren sie in ihren Schluchten und Tälern bedeutend grössere Wassermengen, als das Flachland, wo die Feuchtigkeit weit mehr stagniert und rascher verdunstet. Und zwar vollzieht sich diese Konservierung in jeder Form, vom Moor und Tümpel bis zum richtigen Gebirgs-, Moränen- und Randsee und vom verlorenen Schneeloch und Lawinenrest bis zum Firn und Gletscher. Bei warmem Wetter kann man daher täglich, sobald am Morgen die Sonne ihr Regiment antritt, den langsam anhebenden, im Laufe des Vormittags immer stärker anziehenden Verdampfungsprozess dieser ganz verschiedenen Feuchtigkeitsmengen beobachten. Zuerst aus den südostwärts ausliegenden Schneeflächen und Berghalden, dann, je weiter die Sonne emporsteigt und mit ihrem Strahl in alle verborgensten Winkel eindringt, löst sie anfangs vielleicht nur leichte weisse Dunstflöckchen, bald aber ganze Nebel- und Wolkenmeere vom Erdboden und von den Firnen aus, die sich dann, je nach den meteorologischen Umständen des Tages, je nach dem vorhandenen Sättigungsgrade der Luft mit Feuchtigkeit, verteilen oder verdichten, um in letzterm Falle ihrerseits wieder in Form von Niederschlägen zur Erde zurückzukehren. Jedenfalls aber gibt auch diese tägliche Neubildung von Wolken *Schatten, mehr* Schatten, als das Flachland zur Sommerszeit geniesst, und auch dadurch wird die Landwirtschaft der Schweiz von der Pflege des Getreidebaus abgelenkt und auf den Futterbau hingewiesen.

Ein weiterer Punkt, der in ähnlicher Richtung wirkt, ist das hydrographische Moment, der Reichtum des Hochgebirgs an Quellen und Bächen, an starken Wasseradern, die als Ausfluss aus und in Verbindung mit der orographischen Bodengestaltung eine reichliche Bewässerung des Kultur-

bodens begünstigen. An ihren Gletschern besitzt die Schweiz unerschöpfliche Reservoire für stetigen Nachschub neuer Wassermengen, und an ihren Randseen vorzüglich fungierende automatische Regulatoren des Abflusses dieser Wassermengen, so dass im schweizerischen Vorderlande von der Natur aus weit besser als anderwärts für regelmässige und gleichmässige Wasserführung gesorgt ist.

Begünstigt wird schliesslich die Richtung auf Futterbau und Viehzucht durch die Konfiguration des Landes: die stufenweise zu beobachtende Verkümmerung der Vegetation beim Ansteigen aus der üppigen Talsohle in immer ärmere Kulturregionen, denen von unten bis oben nur der Graswuchs als erstes und letztes gemeinsam ist. Das Vieh, besonders das Jungvieh, wechselt vom Frühjahr bis zum Herbste alle paar Wochen seinen Standort. Es steigt in drei Staffeln bis zu 2000 und mehr Meter ü. M. und verwertet durch direkte Atzung auf die nutzbringendste, wo nicht auf die einzig mögliche Art den Graswuchs der Alpweiden. Und diese Abwechslung der Stallfütterung der Täler im Winter mit dem freien Tummeln auf der Sommerweide der verschiedenen Alpstufen begünstigt und fördert ausnehmend ein normales allseitiges Ausreifen seiner besten Anlagen.

Die Erkenntnis dieses ihres natürlichen Berufes zum Futterbau und zur Viehzucht ist der schweizerischen Landwirtschaft nun allerdings schon seit dem dreizehnten Jahrhundert allmählich aufgedämmert. Sie konnte sich aber in der frühern Zeit vorwiegend nur in den Gebirgsgegenden Geltung verschaffen. Im schweizerischen Vorderlande herrschte doch noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein der Getreidebau vor. Denn bis zu der Mobilisierung der Welternten durch die Umwälzung des Transportwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Brotversorgung allenthalben noch an einen sehr engen Umkreis der Getreideproduktion gebunden.

Die Gefahr der Hungersnot, die heutzutage in Zentral- und Westeuropa kaum mehr besteht, war bis vor wenigen Jahrzehnten eine beständig drohende. Die Schwerfälligkeit des Verkehrs erlaubte den Transport von Korn und Wein nur auf kurze Distanzen und verteuerte sie in hohem Masse. Daher bei jeder lokalen Missernte, bei jedem Fall von Kriegsnot eine Preiskonjunktur für den Getreidebau der benachbarten Landstriche. Der Teurungsnot im eignen Lande suchte man zu begegnen durch hohe Ausfuhrzölle, ja Ausfuhrverbote auf Korn, Wein, Vieh, Salz etc. und durch die Anlage öffentlicher Kornhäuser, Salzlager und Ratskeller. Wo dann die aufgespeicherten Vorräte den Ausfall der teuren Jahre immer noch nicht deckten, da brachen Staat oder Gemeinde der grössten Not dadurch die Spitze ab, dass sie mit ihrem Kredit in die Lücke traten und den Bürgern für Brot zu mässigem Preise besorgt waren. So wurde die akute Not, der viele kleinere Existenzen hätten erliegen müssen, auf mehrere Jahre verteilt und erträglich gemacht.

Diese Operationen, die bis nahe an unsre Tage eine wichtige Rolle gespielt haben, waren lediglich eine Folge des unentwickelten Verkehrswesens früherer Zeiten. Durch den enormen Aufschwung, den Eisenbahnen und Dampfschiffe im Güteraustausch der Völker bewirkt haben, ist, für West- und Zentraleuropa wenigstens, die Gefahr der Teurung im früheren Sinne beseitigt oder doch ihr Schrecken wesentlich gemildert. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Schweiz ihren Brotbedarf zu fünf Sechsteln selbst gedeckt, zum Teil allerdings durch den bedeutenden Anteil, den der Getreidebau an der Vermehrung der nutzbaren Bodenfläche durch die Beseitigung der Brache und die Einschränkung des gemeinen Weidgangs und der Allmenden seit dem Anfang des Jahrhunderts genommen hatte. Aber die totale Veränderung im Transportwesen hat auch die Verhältnisse der schweizerischen Brotversorgung von Grund aus umgestaltet. Die Entwertung

der einheimischen Ernten durch das grossenteils bessere und billigere Angebot der fremden Kornarten hat die schweizerische Landwirtschaft noch dezidierter als bisher und als in andern Ländern zur Konzentration auf Futterbau und Milchwirtschaft als ihre eigentliche Domäne veranlasst. Der eigene Körnerbau, obgleich qualitativ immer intensiver betrieben, reicht heute nur noch für zwei bis drei Monate im Jahr zur Deckung des Bedarfs der seit 1850 um volle zwei Drittel angewachsenen Bevölkerung hin, und seine Ausdehnung richtet sich im Grunde mehr nach dem Bedarf der Viehhaltung an Futtergetreide und Stroh. Dies die entscheidendste Wendung in der Betriebsrichtung der Landwirtschaft der Schweiz.

Zum vollen und entscheidenden Durchbruch ist jene Erkenntnis des Berufs der Schweiz zum Futterbau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelangt.

Im 18. und teilweise noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein hat in der Schweiz wie anderwärts die Dreifelderwirtschaft geherrscht mit ihrem dreijährigen Wechsel zwischen der Brachzelg, der Winterkornzelg und der Sommerkornzelg. Nach Einbringung der Ernte standen die beiden letztern gleichwie die Brachzelg und die Allmenden dem gemeinsamen Weidgang offen. Gegen die Vergeudung dieser extensiven Betriebsweise an Raum, Zeit, Arbeit und Dünger hat sich der Gegensatz in dem weiten Gebiete des damaligen Kantons Bern, von Brugg bis Nyon schon im Anfang des 18. Jahrhunderts geregt und zu dem sogenannten Einfriedungsrechte verdichtet (1717), wonach der Bodenbesitzer sein Grundstück durch eine Steuer vom allgemeinen Weidgang befreien, es umzäunen und nach seinem Belieben bebauen durfte. Die Hauptaktion aber war der Berner Ökonomischen Gesellschaft (seit 1759) und verwandten Vereinigungen in andern schweizerischen Landesteilen vorbehalten. Unter solchen Auspizien, sowie unter denen der 1765 eingesetzten bernischen Landesökonomiekommission wurde ganz zielbewusst auf

die Futtervermehrung um jeden Preis hingearbeitet. An Stelle des gemeinsamen Weidgangs auf den Brachfeldern und Allmenden tritt schon damals teilweise die Stallfütterung mit Kunstfutterbau und Wässermatten. Und schon 1763 besteht in der Stadt Bern eine Samenhandlung unter Kontrolle der Ökonomischen Gesellschaft. Auch die Verwendung von Gips als Düngstoff wird schon zum Jahre 1768 bezeugt, und schon 1780 kann der Landvogt Tscharner konstatieren, dass in den letzten zwanzig Jahren im Kanton Bern und namentlich im bernischen Mittellande allgemein die Dreifelderwirtschaft durch die Graswechselwirtschaft verdrängt, dass Stallfütterung, Klee- und Futtergrasbau, Kartoffelkultur, Anwendung von Gips und Mergel allgemein durchgedrungen, die Allmenden entweder verteilt oder angebaut und der Landzins durchgehends um die Hälfte gestiegen sei. Damals begann der Wohlstand der Berner Bauern sprichwörtlich zu werden.

Die Zurückdrängung des Weidgangs und der Brache, das Vordringen der Stallfütterung mit ihrer stetigeren Tierhaltung und ihrer vermehrten Düngerproduktion zugunsten des Ackerlandes stellt weitaus die wichtigste Umwandlung der schweizerischen Landwirtschaft dar.

Diese mehr oder weniger offiziellen Bestrebungen wurden mächtig gefördert, als die Revolution, in der Schweiz die Helvetik, die alten Hemmnisse und Zinslasten vom Boden der Schweiz zu lösen begann. Artikel III der Verfassung der helvetischen Republik schreibt vor, dass « kein liegendes Gut mehr als unveräusserlich erklärt « werden kann, weder für eine Korporation oder für eine « Gesellschaft, noch für eine Familie. Der Grund und « Boden kann mit keiner Last, Zins oder Dienstbarkeit « beschwert werden, wovon man sich nicht loskaufen « könnte ». Doch ist allerdings die Ablösung der Grundlasten auf ungeahnte Hindernisse gestossen. Die Forde-

rung musste wieder sistiert werden, und namentlich nach der Mediationszeit wurden im Kanton Bern und anderwärts, in Zürich, Aargau, Solothurn etc., die Zehnten und Bodenzinse weiter erhoben bis zum Sturze des aristokratischen Regiments (1831), während Waadt, Genf, Luzern, St. Gallen etc. Grundsteuern bezogen. « Die Aufhebung « oder der Rückkauf der Zehnten, der Bodenzinse und der « Gemeinweide; die Erlaubnis, welche jedem Eigentümer « gewährt wurde, seinen Grundbesitz nach freiem Er- « messen zu bebauen; das allmähliche Aufgeben der alt- « hergebrachten Dreifelderwirtschaft mit der toten Brache « und die Einführung der Wechselwirtschaft; die, wenigstens « teilweise, Aufhebung der Gemeindegüter und die damit « zusammenhängende Bebauung ausgedehnter, bis dahin « ertragloser Flächen; der Loskauf des Weiderechts der « Gutsherrschaft usw., sind alles Errungenschaften, welche « aus der Revolution hervorgegangen sind, und welche « seit Beginn des 19. Jahrhunderts dazu beigetragen haben, « unsrer Landwirtschaft vollständig neue Existenzbedin- « gungen zu schaffen, welche fördernd auf die Verbesse- « rungen einwirken, die nun rasch ihrer Entwicklung ent- « gegengehen. »

« Die erste derselben, vielleicht auch die wichtigste, « ist der bedeutende Aufschwung des Futterbaues, welcher « zu einer Verbesserung der Viehzucht und zu einer Ver- « mehrung des Viehstandes führte, die dann infolge der « Düngergewinnung eine Rückwirkung auf den gesamten « Betrieb der Landwirtschaft ausübte. » So Chuard (in Seippels Schweiz im 19. Jahrhundert, Band III, S. 13 f.), dem wir auch sonst hier gerne folgen. Vor allem handelt es sich dabei um eine innere qualitative Verbesserung und Mehrung des Ertrages durch zweckmässigere Auswahl der Futterkräuter. Neben dem Gras in Wiese und Weide kommt der Kleeacker auf, hauptsächlich die Esparsette, deren Anbau übrigens schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit verbreitet war.

Mit dem reichlicheren und regelmässigeren Futterertrage und der punkto Futter- und Düngerverwendung viel ökonomischeren Stallpflege war auch eine wesentliche Hebung der Rindviehzucht gegeben. Während bisher (nach Franscini) die Spannung zwischen dem Minimalbestand an Vieh im Frühjahr und dem Maximalbestand im Herbst 300,000 Stück = 50 % des Minimums (600,000 gegen 900,000 Stück) betragen hatte, konnte jetzt der Viehstand auch den Winter über besser gehalten werden. Dies, sowie die Beifütterung von Kunstfutter hat die Zahl des in der Schweiz gehaltenen Rindviehs von den 600,000 Häuptern des Minimums vor hundert Jahren auf rund 1,500,000 Stück im April 1906 anwachsen lassen. Im April 1911 waren es dann allerdings nur noch 1,443,000 Stück.

Trotz dem damals schon vorhandenen Vorherrschen der Rindviehhaltung und der relativ weit grösseren Spannung zwischen Minimal- und Maximalbestand hat doch der Viehexport der Schweiz in jener Zeit, im Gegensatz zu heute, nicht sowohl der Rindviehhaltung als, vorübergehend wenigstens, der Pferdezucht entstammt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, auf Grund der guten Erfolge der Prämiierung schöner Tiere seit den 1780er Jahren, wurden allein aus dem Kanton Bern 10- bis 12,000 Stück Pferde jährlich exportiert. Mit der Aufteilung der Allmenden hat die Pferdezucht in der Schweiz viel von ihrem natürlichen Boden verloren und auch der seit hundert Jahren auf die doppelte Zahl angewachsenen Rindviehhaltung mehr Platz einräumen müssen. Dagegen ist Hand in Hand mit der Hebung der Milchwirtschaft die Haltung von Schweinen und Ziegen bedeutend gewachsen, während die Schafzucht dem überseeischen Wollimport ihren Tribut bezahlt hat.

In der Verwendung des Hauptprodukts der Rindviehzucht der Schweiz hat sich gleichfalls schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Wendung angebahnt. Neben der bisher vorherrschenden Butterbereitung für

den Landesbedarf dringt die Käserei allgemach von ihren bisherigen Sitzen im Gebirge in die Täler und ins Vorland herab mit der ihr eigentümlichen genossenschaftlichen Produktionsform der Dorfsennerei. Der Käseexport war zwar weder absolut noch relativ so bedeutend wie heute. Nach Schatzmann betrug er im Jahre 1810 erst 5—6000 Meterzentner gegen 300,000 und mehr heutzutage. Doch ging er bereits über die Grenzländer hinaus und bediente hauptsächlich die französische Marine zum Teil als Schiffsproviant, zum Teil auch mit Bestimmung nach tropischen und subtropischen Gebieten. Die weitere Entwicklung der schweizerischen Käseindustrie, die Verbreitung der Käsereigenossenschaften in den Tälern hat bekanntlich in ebenso getreuer als anziehender Weise Jeremias Gotthelf geschildert («Die Käserei in der Vehfreude»). —

Neben der Entscheidung darüber, ob im schweizerischen Mittellande der Getreide- oder der Futterbau vorzuherrschen habe, tritt die Auswahl und Bedeutung aller andern Kulturen ganz zurück. Immerhin darf hier nicht übergangen werden das Aufkommen des Kartoffelbaus seit dem Anfang und des Tabaks seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, dann die Einbürgerung der Futterrübe, und die verschiedenen Anläufe zur Begründung der beiden wichtigsten landwirtschaftlichen Industrien des 19. Jahrhunderts, des Rübenzuckers schon seit 1810, der Spritbrennerei seit dem Überhandnehmen der Kartoffelkultur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Kartoffel ist in der Schweiz angebaut worden mindestens seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts. Ihre Ausbreitung fand wohl etwa in der ersten Zeit eine Stütze daran, dass sie als neue Frucht in den Zinsrodeln nicht verzeichnet war und so fürs erste der Zehntpflicht entging, was gleichbedeutend ist mit entsprechend (formell 11 %) besserem Ertrage für den Bauer. Sobald das nicht mehr der Fall war, kam ihr Anbau ins Stocken. Erst die schweren Teurungszeiten von 1771/72 und namentlich von

1816/17 haben ihren Anbau und Verbrauch so gefördert, wie wir es seither gewohnt sind. Eine leidige Unterbrechung erfuhr diese Entwicklung in den 1840er Jahren durch das erste ganz schwere Auftreten der Kartoffelkrankheit (1843—1847). Damals befreundete man sich in der Schweiz mehr als vordem mit dem Anbau der Runkelrübe.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts kam in der Schweiz das Brennen der Kartoffeln auf. In Anlehnung an die bedeutende Ausdehnung der Kartoffelkultur während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann es in landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieben eine wachsende Entwicklung. Im letzten Viertel des Jahrhunderts gesellte sich eine Anzahl industrieller Grossbetriebe dazu, welche freilich in weit ausgedehnterem Masse als die älteren Betriebe auch in- und ausländische Körnerfrüchte verarbeiteten.

Die Zunahme des Branntweinverbrauches und im besondern die mit der häuslichen Kartoffelbrennerei verbundenen Misstände führten 1885/87 zur Schaffung eines eidgenössischen Alkoholmonopols unter Beseitigung der Klein- und Grossbetriebe und Aufrechterhaltung einer beschränkten Zahl staatlich konzessionierter Mittelbetriebe, denen nun der Absatz zu ungefähr dem Einundeinhalbfachen des Preises der Importware garantiert ist.

Die weit ältere Obstbrennerei wurde dem Monopol nicht unterstellt. Sie hat unter dem Schutze der Monopolpreise eine stetige Ausdehnung und eine immer grössere wirtschaftliche Bedeutung erhalten, anderseits aber teilweise auch wieder die gleichen Übelstände gezeitigt, welche durch die Unterdrückung der freien Kartoffel- und Getreidebrennerei eingeschränkt worden waren.

Dagegen hat die andre grosse Landwirtschaftsindustrie, die Zuckerfabrikation, in der Schweiz nie recht Fuss fassen können, während unser Land doch bei der Begründung der europäischen Zuckererzeugung von Anfang an intensiv be-

teiligt gewesen ist. Seine Ausbreitung in Europa verdankt der Rübenbau bekanntlich der Kontinentalsperre Napoleons I., die dazu bestimmt war, die englischen Lieferungen an eigenen sowohl als an Kolonialprodukten womöglich ganz zu unterbinden. Unter anderm begünstigte die napoleonische Wirtschaftspolitik auf jede Weise die Verdrängung des kolonialen Rohrzuckers durch europäischen Rübenextrakt. Das wirksame Mittel dazu war der Zoll von 50 % im Edikt von Trianon vom 15. August 1810, das am 4. Oktober auf das ganze Festland ausgedehnt und am 18. November gleichen Jahres durch die strengsten Ausführungsbestimmungen verschärft wurde. So ist das Jahr 1810 recht eigentlich zum Geburtsjahr der europäischen Zuckerindustrie geworden. In Frankreich wurde sie durch einen Schweizer Benjamin Delessert begründet. Die früheste Zuckerfabrik der Schweiz ist in Basel entstanden. Sie wird zuerst erwähnt in der Allgemeinen (Augsburger) Zeitung vom 27. Dezember 1810. Unter dem abnorm hohen Zollschutz von Trianon hat sie drei Jahre lang glänzend prosperiert, ja sie galt damals nächst der deutschen Standardfabrik von Berlin geradezu als die bedeutendste ihrer Zeit. Dem Umschwung beim Sturze Napoleons, der Aufhebung der Kontinentalsperre, ist sie dann freilich rettungslos zum Opfer gefallen, und alle Wiederbelebungsversuche, von 1815—1826, haben zu keinem befriedigenden Resultate mehr geführt. Nicht viel besser ist es den drei damaligen Zuckerfabriken der welschen Schweiz in Neuchâtel, Nyon und Carouge ergangen. Neuchâtel versuchte sich durch bodenlose Preisunterbietung durchzusetzen, verlor aber binnen weniger Jahre nahezu eine Million in heutigem Gelde und half damit doch nur sich und den andern das Grab schaufeln. Die entscheidendste Ursache des Ruins des schweizerischen Rübenzuckers ist aber wahrscheinlich zu erblicken in der französischen Prämie von 120 Franken auf 100 Kilo raffinierten Zucker, die nach dem Zeugnis von Zeitgenossen « in wenigen Jahren alle vier schwei-

zerischen Raffinerien zugrunde richtete ». Vergeblich wurde 1836 im Kanton Wallis ein Zuckermonopol erwogen, um die Einführung der Zuckerindustrie zu erleichtern. Selbst die Glanzperiode der europäischen Zuckerindustrie im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ist an der Schweiz spurlos vorübergegangen. Erst in den 1880er Jahren haben die Versuche wieder eingesetzt, zunächst in Hochdorf, dann in Monthey, zuletzt in Aarberg. Aber überall mit negativem Resultat.

Nebensächlich ist in der schweizerischen Landwirtschaft der Tabakbau. Tabakfabriken werden in Basel schon um 1670 erwähnt, was indessen noch nicht notwendig für die Ausübung der Tabakkultur in der schweizerischen Umgebung der Stadt beweist. Auch noch in späterer Zeit wird in Basel nachweisbar hauptsächlich badischer und elsässischer Tabak verarbeitet. Dagegen ist in andern schweizerischen Landesteilen die Tabakkultur bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts festgestellt. Über den Anbau und die Verwendung des Tabaks in der Herrschaft Payerne ist eine Verordnung bekannt aus dem Jahre 1747. Doch dürfte sich diese Kultur in der Hauptsache beschränkt haben auf das Broyetal, das Walliser Rhonetal, das Tessin, den Thurgau und den Aargau. —

Die Ländereien für diese neuen Kulturen stammen nun einesteils aus dem Zurücktreten älterer, früher weit stärker gepflegter Kulturen, hauptsächlich der « Flachseten », dann auch der Weingärten und seit Mitte des 19. Jahrhunderts im grössten Massstabe des Getreidebaus. Hier mag insonderheit ein kurzes Wort über den Weinbau der Schweiz am Platze sein. Das Rebareal ist bekanntlich, wie in so manchen noch weit ungünstigeren nördlicheren Gebieten so auch in der Schweiz mehr und mehr auf die besten sonnigen Kalk- oder Molassehalden beschränkt worden. Wenn es schon im 18. Jahrhundert den aufkommenden Kleeäckern weichen musste, so haben

im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nacheinander die Reblaus seit 1876, der falsche Mehltau seit 1886, ein erneutes starkes Auftreten des Oïdiums und der Sauerwurm dazu beigetragen, die Rebenkultur von Jahr zu Jahr mehr einzuengen.

Umgekehrt hat der Obstbau Hand in Hand mit der Ausdehnung der Graswirtschaft, als deren Obernutzung und anderseits aus der besseren Verwertung seiner Erträge seit dem Aufkommen der Eisenbahnen qualitativ und quantitativ wahrscheinlich wesentlich gewonnen, selbst gegenüber der Zeit, wo es noch keine Kartoffeln im Lande gab und statt dessen die «Schnitze» als tägliche Volksnahrung dienten.

Weit wichtiger als der Rückgang der früheren Sonnenkulturen ist für die Erweiterung des nutzbaren Kulturbodens der Schweiz die Beseitigung der Dreifelderwirtschaft und die Aufteilung der Allmenden. Als drittes sehr wesentliches Moment ist die intensivere Betriebsweise zu nennen, die, verbunden mit geeignetem Wechsel der Kulturen, dem Boden von Jahr zu Jahr durch natürliche und durch künstliche Düngung die Elemente wieder zuführt, die ihm durch die gesteigerten Erträge entzogen werden. Was den Naturdünger betrifft, so ergab die zunehmende Stallfütterung an Stelle des gemeinen Weidgangs ganz von selbst auch eine Vermehrung und eine plan- und zweckmässigere Verwendung der Exkremente. Von den Kunstdüngern wird am frühesten der Ackergips erwähnt 1768. Heute darf die Verwendung von Kunstdünger in der Schweiz vielleicht auf etwa 10 Millionen Franken jährlich veranschlagt werden, während der Wert des Naturdüngers zwischen 150 und 200 Millionen zu suchen ist.

Durch den Übergang vom Ackerbau zur Milchwirtschaft wird fast unvermeidlich der landwirtschaftliche Grossbetrieb begünstigt, und die Arbeitsgelegenheit für Hunderte und Tausende geschmälert, da die Milchwirtschaft lange nicht so viele Hände beschäftigt wie der

Ackerbau. In sozialer Hinsicht war es deshalb von der grössten Bedeutung, dass dieselbe Ökonomische Gesellschaft, welche auf die Beseitigung der Brache, des gemeinen Weidgangs und der Allmenden und auf Hebung der Kleekultur und der Stallfütterung hinarbeitete, schon vor 150 Jahren für die Zerstückelung der grossen Lehengüter eingetreten ist, von der Überzeugung geleitet, dass kleine und mittlere Heimwesen mit weit mehr Liebe und Sorgfalt bewirtschaftet werden, dass ihnen daher ein um so grösserer Ertrag und volkswirtschaftlich ein um so höherer Nutzen entlockt werde.

Durch dieses entschiedene Vorgehen des grössten schweizerischen Agrarkantons ist die ganze moderne Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft im Sinne der Erhaltung des mittlern und kleinen Bauernstandes entschieden worden, im Gegensatz zu dem Bauernlegen und der Latifundienbildung in andern Ländern deutscher Zunge. Diese ohnehin gegebene Grundbesitzverteilung wird nun immer nur noch mehr befestigt durch die Richtung auf die Viehzucht. —

Ein weniger erfreuliches, aber für schweizerische Verhältnisse gleichfalls sehr charakteristisches Kapitel bildet die Abnahme des Weidelandes in den Hochalpen. Die Tatsache hat u. a. schon Miaskowski unzweifelhaft nachgewiesen

Die höchsten Gebirgslagen, über 2000 Meter ü. M., sind zunächst schon der tiefen Temperatur zufolge jeder Vegetation bar und daher der Verwitterung durch Frost und Hitze, durch Sturm und Ungewitter schutzlos preisgegeben. Unter diesen mit mechanischer Beharrlichkeit fortwirkenden meteorologischen Einflüssen ist das Alpengebirge, so wie wir es heute vor Augen haben, einer beständig weiter abbröckelnden Ruine vergleichbar. In weiter Ausdehnung erstrecken sich Felswüsten, Geröllhalden, Firn- und Gletschergebiete. Ein voller Viertel des Bodens der Schweiz ist deshalb unkultivierbar, während

Deutschland nur 6 %, Österreich trotz seiner weitausgedehnten Gebirgszonen nur 8 % Ödland haben.

Der Verwitterungsprozess wirkt fort und fort wesentlich auf die oberste Vegetationszone, das Weideland, das direkt unterhalb den Gletschermoränen und Schutthalden beginnt. Durch den Fortschritt der einseitigen Abtragung und Abbröckelung des Gebirgs ist sowohl die Grenze der Bewirtschaftung als die Zahl der Kuhrechte auf unsern Alpweiden von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer gesunken. In den nächstuntern Regionen ist dafür weniger die natürliche Verwitterung und Abbröcklung des Gebirges verantwortlich zu machen als vielmehr der Raubbau am schweizerischen Hochwald, die kurzsichtige Verringerung und Beseitigung dieses unentbehrlichsten Schutzes vor Erdrutschungen, Wildbachverheerungen und Lawinen. Im weiteren trägt einen starken Teil der Schuld an der Verminderung des guten Weidelandes die unvorsichtige Zulassung der Kulturschädlinge unter den Nutztieren, der Ziegen und Schafe. In unsern Tagen sucht man mit grossen Opfern z. B. die kahlgeschorenen Hänge des Livinentals von neuem aufzuforsten, und allenthalben wird eine vernünftige Trennung der Ziegen- und der Schafweiden von denen des Rindviehs durchgeführt oder wenigstens angestrebt. Seit mehreren Jahrzehnten wirkt der Schweizerische Alpwirtschaftliche Verein in fruchtbringender Weise auf die Verbesserung der Alpweiden hin, und ausgiebige Bundessubventionen bis ins kleinste und einzelnste hinein haben hier in kurzer Zeit schon viel Gutes gestiftet.

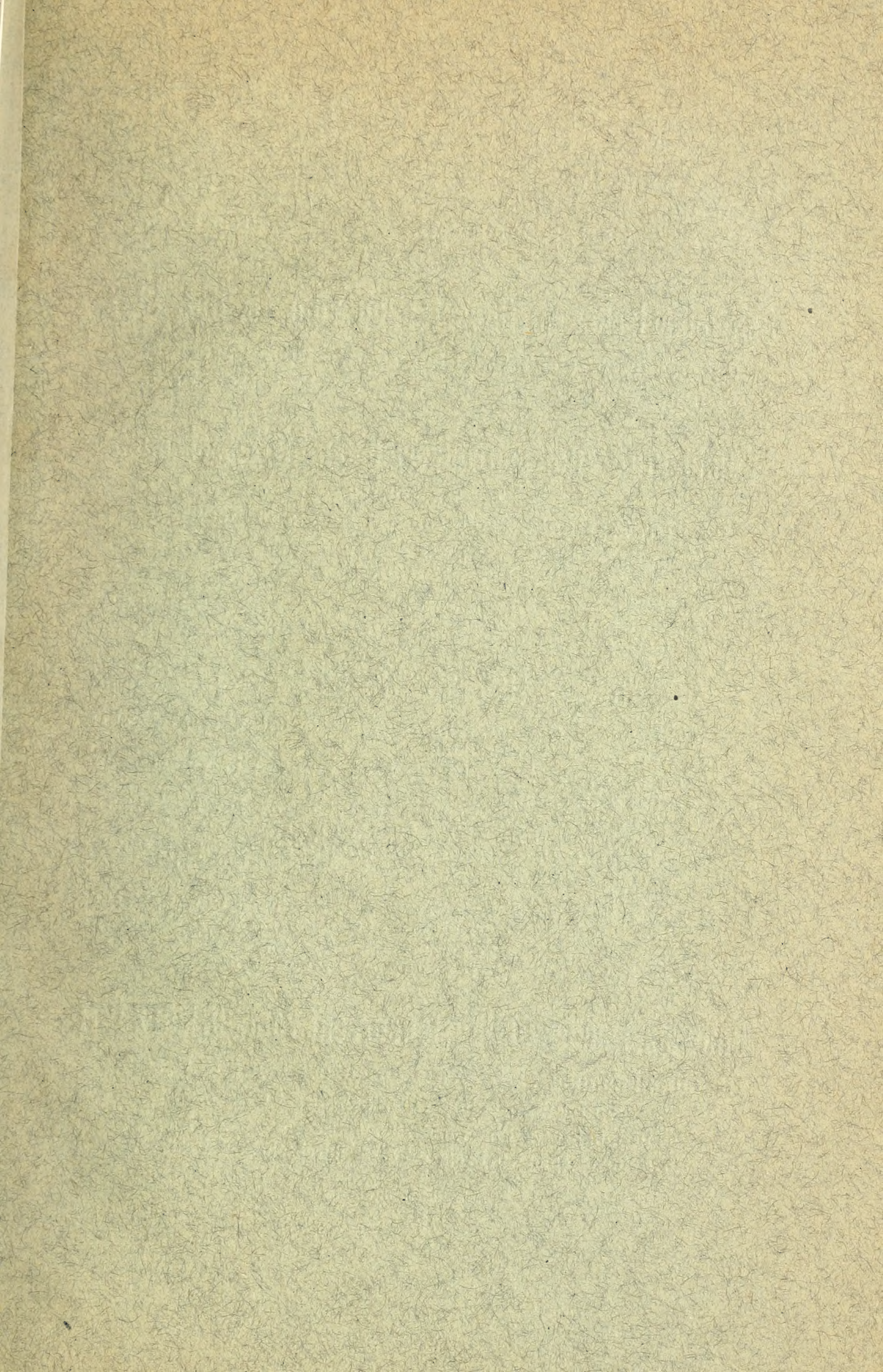
Wenn heute der Boden der Schweiz verbunden mit der Viehzucht wohl dreimal mehr abträgt als vor hundert Jahren, so verdanken wir das einerseits den Gewässerkorrektionen und Entsumpfungsarbeiten des 19. Jahrhunderts vom Linthescherkanal 1804—1812, bezw. 1822, bis zu der heute noch fortdauernden Rheinkorrektion an der Ostgrenze, dann auch den in der zweiten Hälfte des Jahr-

hunderts vom Bunde in steigendem Masse subventionierten Wildbachverbauungen und Aufforstungen im Gebirge, andrerseits der Stärkung der Fruchtbarkeit des Bodens durch stetsfort vermehrte Zuführung künstlichen Düngers und durch die erstaunliche Vervollkommnung des gesamten Werkzeugarsenals des Bauerngewerbes vom Karst und Rechen bis zu den raffiniertesten Maschinen.

Im ganzen liegt demnach der Schwerpunkt der Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft zu ihrer heutigen spezifischen Ausbildung weniger in früheren Zeiten, sondern im Grunde erst auf den letzten anderthalb Jahrhunderten und in besonders potenziertem Masse auf dem letzten Menschenalter. Erst die neuen Probleme, die ihr hauptsächlich seit den 1870er und 1880er Jahren die Mobilisierung der Welternten durch die vervollkommneten Verkehrsmittel gestellt haben, haben sie zu ihrer heutigen Neuorientierung geführt und sie zu neuen Betriebsweisen, auf Grund zielbewussten genossenschaftlichen Zusammenschlusses und nicht minder erfolgreicher Pflege und Verbreitung eines tüchtigen landwirtschaftlichen Unterrichts, veranlasst.

* * *

Damit dürften so einige der massgebendsten Gesichtspunkte dargelegt sein, unter die sich der gesamte Stoff der neuern schweizerischen Wirtschaftsgeschichte am zweckmässigsten einordnen lässt. Im Lauf der letzten Jahrzehnte hat sich in zahlreichen verdienstvollen Arbeiten schweizerischer Forscher ein überaus reichhaltiges Material angesammelt. Möge es in Bälde gelingen, diese zerstreuten Bausteine zu einem wohlgefügten Gebäude, zu einer zusammenfassenden Darstellung der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte zu verbinden.



BUCHDRUCKEREI STÄMPFLI & Cie, BERN

